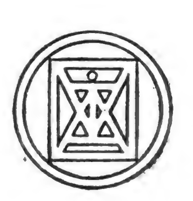
Das Frauenhaus von Brescia

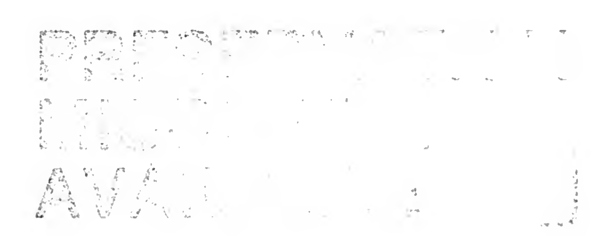
Karl Hans Strobl







Das Frauenhaus von Brescia



Das Frauenhaus von Brescia

von

Karl Hans Strobl

Erstes bis viertes Tausend



Leipzig ◇ Verlag von L. Staackmann

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottländer, Breslau

Am sechsten Jänner des Jahres 1311 setzte sich der deutsche König Heinrich aus dem Geschlecht der Lützelburger zu Mailand die eiserne Krone der Langobarden aufs Haupt. Freilich nicht die echte Krone, denn die war durch ein dem König feindliches ghibellinisches Geschlecht entführt worden, sondern einen eisernen Reifen, der in der Eile angefertigt und, von ungefährer Ähnlichkeit, dazu bestimmt war, die Zuschauer zu täuschen und die Zeremonie, die ohne Verschub vorgenommen sein wollte, zu ermöglichen.

Bei dem darauf folgenden Krönungsmahl trug der König diesen Reifen noch auf dem Haupte. Und es begab sich, daß die Königin Margarete, als sie sich vor allem Volke unter Zinken- und Posaunenschall und lautem Jubel auf dem Hochsitz mit ihrem Gemahl zu einer Umarmung vereinigte, sich mit ihrem Mantel in irgend einen Zacken des Reifens verfing und

ihn dem König vom Kopfe riß. Aber ein Ehrenfräulein der Königin, Roswitha von Hochhaim, faßte ihn noch in der Luft mit geschickten, weißen Händen und setzte ihn auf seinen geheiligten Ort.

Es war ein Zwischenfall, der an allen Anwesenden vorüberglitt und nirgends einen Eindruck hinterließ. Nur dem Florentiner Dante, dem aus seiner Vaterstadt Verbannten, der nach Mailand geeilt war, um den König als Retter Italiens zu begrüßen, umwölkten sich die Mienen. Und als er in seiner schweigsamen Düsterkeit verharrte, wandte sich Godeschalk von Endingen, der Marschall der Königin, der sein Tischnachbar war, mit der Frage an ihn, warum er verstummt sei.

Da sah ihn Dante mit seinen tiefen traurigen Augen eine Weile an und schüttelte dann den Kopf. Godeschalk aber gab sich mit der Verweigerung der Antwort nicht zufrieden, sondern bedrängte seinen Nachbar mit weiteren Fragen, so daß der Dichter, um nicht auch den Nachbar zur anderen Seite zur Neugier anzureizen, langsam und zögernd erwiderte, ihm sei das Herab-

gleiten des Reifens im gleichen Augenblick wie ein unheilvolles Anzeichen erschienen.

Da lachte Godeschalk von Endingen, denn er glaubte an ein scharfes Schwert und an ein scharfes Trinken, aber an keinerlei Anzeichen und Vorbedeutungen, so daß er sogar beim Kaplan der Königin im Geruche stand, er sei noch ein etwas arger Christ, vielleicht sogar ein Stück Heide.

Dante aber verschloß seine Meinung in sich: daß durch die Königin, wenn auch ohne ihren Willen, eine Gefahr für Heinrichs Krone kommen werde, die vielleicht erst im letzten Augenblick abgewendet werden würde. Und nun konnte er sich an allem Hall und Schall des Krönungsmahles nicht mehr freuen und stand leidvoll und mit sich allein, unselig in seinem düsteren Wissen, im allgemeinen Jubel.

Es schien aber zunächst dem König nur Glanz und Erfolg auf seiner Römerfahrt bestimmt. Die Städte Oberitaliens und Mittelitaliens unterwarfen sich ihm, bis auf Florenz und Brescia, wo die grimmigsten Feinde seiner

Macht saßen. Man brachte ihm durch Gesandte Versprechungen und Unterstützungen, und der König war bestrebt, überall als ein ritterlicher Herr und gerechter Richter aufzutreten. Er versuchte, überall die entzweiten Parteien und in Fehde stehenden Geschlechter zu versöhnen, führte die jeweils Verdrängten und Verbannten zurück, und erschien so einmal als Schützer der Guelfen und ein anderes Mal als Schützer der Ghibellinen. Aber gerade, daß er über den Parteien stehen wollte, brachte beide, Guelfen und Ghibellinen, gegen ihn auf. Und nun begann ein arges Ränkespiel voll welscher Heimtücke gegen den arglos Vertrauenden. Mailand erhob sich wegen einer Kriegssteuer und mußte mit Waffengewalt bezwungen werden.

Da wagten sich auch die offenen Feinde wieder vor; florentinische und brescianer Freischaren legten sich ihm allenthalben in den Weg, überfielen kleine Abteilungen des königlichen Heeres und nahmen weg, was sie wegnehmen konnten.

Dessen ungeachtet rückte der König nach Rom

vor und da er den Weg in seinem Rücken durch zurückgelassene Posten nunmehr gesichert glaubte, sandte er seiner Gemahlin, die noch in Mailand verblieben war, Botschaft, sie möge ihm nun ehestens folgen.

Die Königin machte sich sogleich in Begleitung von vier Frauen und ihres Marschalls Godeschalk, unter dem Schutz einer Schar von Kriegsknechten auf die Reise. In der Nähe des Ortes Soresina aber wurde der kleine Reitertrupp von einer überlegenen Menge von brescianer Schwergepanzerten angegriffen. An ihrer Spitze stand Francesco de Barbiano, der von der Reise der Königin aus Mailand verräterische Kundschaft erhalten hatte. Und sogleich war in seinem düsteren und grausamen Gemüt ein abscheulicher Plan aufgetaucht, wie der gehaßte Feind im innersten Mark, in seiner ritterlichen Ehre getroffen werden könnte.

Der Überfall fand in einer dunkeln Neumondnacht des Juni statt. Godeschalk von Endingen, der an der Spitze des Zuges ritt, etwas verschlafen, denn man war seit dem frühen Morgen unterwegs, um das weit gesteckte Nachtquartier zu erreichen, wurde im ersten Anprall vom Pferde geworfen. Der schwere Mann im schweren Eisenharnisch tat einen harten Sturz und blieb ohnmächtig liegen.

Als er nach einiger Zeit erwachte und beim Schall des Waffenlärmes auffahren wollte, wurde er von drei Reitern, die bei ihm Wache hielten, mit Stößen ihrer Lanzenschäfte abermals niedergeworfen. Nun erst fand er sich in den Ereignissen zurecht und ein heißer Zorn schoß in ihn, zugleich mit einem Strom eisiger Angst, als er sich dessen bewußt wurde, daß der Angriff wohl nicht dem gleichgültigen oder doch

unbedeutenden Fähnlein Reiter, sondern wohl seiner königlichen Frau galt. Das riß ihn abermals unter den Fäusten seiner Bedränger empor, aber er wurde zum drittenmal überwältigt, durch Hiebe der Streitkolben auf den Eisenhelm betäubt und in diesem Zustand scharf gefesselt.

Durch das dröhnende Summen in seinem Kopf hörte er das langsame Verhallen des Waffenlärmes und schloß aus dem Umstand, daß seine Wächter nicht von ihm wichen, daß der Kampf mit dem Sieg der Feinde geendet haben müsse.

Als er dann die Sinne wieder völlig beisammen hatte und den Kopf zu heben vermochte, sah er den Zug herankommen. Inmitten der Reisigen ritten drei weinende Frauen, die ehrwürdige Matrone Johanna von Fürstenprugg, Adelheid von Rheinfelden und Kunigunde von Roggenbach. Die Königin befand sich mit der vierten ihrer Frauen, der wunderhübschen Roswitha von Hochhaim in der Doppelsänfte, die von zwei Maultieren getragen wurde. Zur Seite der Sänfte ritt Francesco de Barbiano

mit einem harten und triumphierenden Lächeln auf dem Gesicht, das von den Fackeln seiner Begleiter rot angestrahlt war, so daß es Godeschalk war, als fiele der Flammenschein der offenen Höllenpforten auf ihn. Von den Reisigen Godeschalks war nichts zu sehen; sie mochten niedergehauen oder geflohen sein.

Der Alte wurde aufgerissen und auf ein Pferd gebunden. Francesco de Barbiano ritt ihm vor und sah ihm höhnisch ins Gesicht, ohne ein Wort zu sagen, so daß Godeschalk endlich seinen Abscheu überwand und die Frage hervorstieß, wohin die Königin gebracht werden solle.

„Nach Brescia!" lautete die Antwort.

Das war schlimm genug, aber Godeschalk gab noch immer die Hoffnung nicht auf, daß der ganze Anschlag zu keinem anderen Zweck unternommen worden sei, als um vom König ein großes Lösegeld zu erpressen oder um eine Geisel in der Hand zu haben, falls Feindseligkeiten gegen Brescia geplant werden sollten. Die Ungewißheit über das Schicksal seiner hohen

Frau gab ihm aber keine Ruhe und trieb ihn an, die Frage zu stellen, ob die Abgesandten wegen des Lösegeldes bald an den König abgefertigt werden sollten.

Francesco de Barbiano sah ihn tückisch an und lachte in sich hinein. Dann sagte er, indem er jedem Wort sein besonderes Gewicht gab: „Wir denken nicht daran, die Königin lösen zu lassen."

„So wollt Ihr sie also als Geisel in Haft behalten?"

„O ja! Wir wollen sie in guter Haft behalten. Aber wir wissen, was wir einer edlen Frau schuldig sind. Wir wollen sie in einem luftigen Kerker unterbringen."

In dem Klang dieser Worte war etwas, das Godeschalk erzittern machte, als greife ihm eine gepanzerte Faust in die Brust und drücke sein Herz zwischen eisernen Fingern. Er sah den Brescianer angstvoll an, dessen Gesicht ihm wieder in diesem Augenblick wie eine Teufelsfratze erschien, und er bereute sein Fragen, als sei

darin die Heraufbeschwörung eines grauenvollen Schicksals gewesen.

Francesco de Barbiano aber fuhr langsam fort und jedes Wort war ein glühender Dolch: „Ein lustiger Kerker, Herr, beim heiligen Jakob! Die Königin wird im Frauenhaus von Brescia Aufenthalt nehmen.“

Godeschalk verstand den Sinn dieser Rede nicht und nur seine Lippen wiederholten: „Im Frauenhaus von Brescia . . .?“

„Ei ja, Herr, das ist ein lustiger Kerker, will ich meinen. Und die ganze gute Stadt Brescia soll mit Eurer holden Königin ihre Kurzweil haben.“

Da brach ein qualvolles Stöhnen aus der Brust des alten Mannes vor und man sah ihn wütend gegen seine Fesseln toben, daß er fast vom Pferde gefallen wäre. Mit einem Wink bedeutete Francesco de Barbiano seinen Reitern, die Seile stärker anzuziehen, so daß jede Aussicht, sich zu befreien, schwand. Von nun an sprach Godeschalk kein Wort mehr. Er ritt stumm in den grauenden Morgen und dann

in den lichten Tag hinein, in seinen Fesseln hängend, wie ein gebundenes Wild.

Je näher man aber Brescia kam, desto straffer richtete er sich wieder empor und auf seine Mienen trat der Ausdruck eines angespannten Willens. Der brescianische Führer, dem eine umfassende Menschenkenntnis eignete, erkannte, daß dem Deutschen aus tiefster seelischer Qual ein Entschluß erwachsen war, den er sich auf Flucht und Entführung deutete. Und lächelnd erwog er alle Maßregeln, einem solchen Beginnen zu begegnen.

Wirklich war Godeschalk zu einem festen Entschluß gelangt, aber in diesem Entschluß war keine Hoffnung auf Flucht, deren Unmöglichkeit er einsah, enthalten, sondern nur Verzweiflung und Entsetzen. Er war mit sich überein gekommen, seine Königin mit eigener Hand zu töten, zu erwürgen, wenn er keine Waffe fand, um ihr und seinem König das Äußerste an bitterer, unausdenkbarer Schmach zu wehren. Darin befand er in diesem schreckensvollen Drohnis seine Treue als ehrlicher Dienstmann.

Vor den Toren von Brescia war eine wimmelnde Menge Volkes, denn ein vorausgesandter Reiter hatte das Gelingen des Fanges gemeldet. Es strömte dem Zug entgegen, umringte ihn mit höhnischem Jubelgeschrei, tanzte und sprang vor den Hufen der Pferde und einige besonders Kühne oder Neugierige drängten zur Sänfte der Königin heran und versuchten den grünen Vorhang zu heben. Aber Francesco de Barbiano, der mit grimmigem Lachen voranritt, ließ die Frechen zurücktreiben und führte seine Schar durch die menschengefüllten Straßen über den Domplatz zum Rathausplatz, wo er mit dem Degenknauf an die geschlossene Türe des Stadthauses pochte. Den heraustretenden Senatoren, die im feierlichen Amtskleide waren, meldete er ebenso feierlich, daß er die Königin Margarete, die Gattin des Königs Heinrich, des ärgsten

Feindes der Stadt Brescia, als Gefangene einbringe.

Ungeheuerer Jubel erscholl und der älteste der Senatoren reichte dem Sieger einen Goldpokal mit dem Willkommenstrunk.

Hierauf setzte Francesco de Barbiano im Gewoge der Volksmassen seinen Weg fort, durch das Gewirr der schmalen Gassen und Gäßchen unterhalb des Kastells und hielt endlich vor einem Haus mit grün und gelb gestrichener Türe und ebensolchen Laden an, aus dessen Fenstern ein paar Frauenzimmer heraussahen. Hier ließ er die Sänfte vom Rücken der Maultiere heben. Im Augenblick, in dem er den grünen Vorhang zurückschlug, wurde alles still ringsum.

Godeschalks altes Herz pochte wild und verzweifelt — aber plötzlich mit einem Ruck stand es ihm still, denn diejenige der Frauen, die da im Kleide der Königin und mit dem königlichen Reifen um die bleiche Stirne der Sänfte entstieg, war Roswitha von Hochhaim, während die Königin Margarete im Gewande des Edelfräu-

leins folgte. Zuerst glaubte Godeschalk, seine Sinne hätten sich verwirrt und er war im Begriff, einen lauten Ausruf zu tun, als ihn der Blick der Königin warnend und mahnend traf und ihm den Mund verschloß. Und als er wie zur Rettung vor seiner eigenen Verwirrung umherschaute und auf den Gesichtern der drei Frauen das gleiche Erstaunen und dieselbe Überraschung ausgeprägt fand, da erkannte er, daß er nicht durch einen Sinnestrug getäuscht werde, sondern daß die Königin wirklich mit Roswitha das Gewand getauscht habe.

Die unbeherrschte Verwunderung der Begleiter bei dem unvermuteten Anblick hätte gewiß nicht unbemerkt bleiben können, wenn nicht aller Augen auf Roswitha von Hochhaim gerichtet gewesen wären, die unbeweglich inmitten der Menge stand, mit gesenkten Lidern und todesblassen, doch mutigen Mienen. Ihre maienlichte Schönheit blühte in der Pracht der königlichen Gewänder wundersam empor und hatte eine reine Hoheit an sich, die keinen Gedanken an Täuschung aufkommen ließ. Sie war

wirklich wie eine Königin in ihrer frommen Ergebenheit und ihrer unnahbaren Trauer.

Und bei ihrem Anblick bestätigte sich für Godeschalk ein Urteil, das er schon längst bei sich gefällt hatte, wenn es auch aus Ehrfurcht für seine königliche Frau noch niemals laut geworden war: daß wirklich eine Art von Ähnlichkeit zwischen den beiden Frauen bestand, dieselbe blonde Innigkeit und dieselbe Wölbung der freien Stirnen, dieselbe Form der Nase und des kleinen, leicht geöffneten Mundes. Und nun ging dem Alten auch auf einmal der Sinn des Gewändertausches auf: Roswitha hatte es auf sich genommen, an Stelle der Königin zu treten, um den Streich der gegen ihre Herrin und gegen ihren königlichen Gebieter geführt werden sollte, aufzufangen und um seine Wirkung zu bringen. Aber zugleich mit dieser Erkenntnis durchfuhr Godeschalk ein jäher Schreck: wenn nun jemand da war, der die Königin früher gesehen hatte und den Betrug entdeckte, so war Roswithas Opfermut umsonst gewesen.

Aber es schien alles gut zu gehen. Niemand

kümmerte sich um die Königin, die nun zu ihren Frauen trat, um ihnen einige Worte zuzuflüstern. Alles blickte gespannt auf Roswitha und es war deutlich zu sehen, daß ihre Lieblichkeit die Herzen ergriff. Da begann Godeschalk wieder Hoffnung zu schöpfen und bedachte bei sich, daß wohl kaum einer der Brescianer, die sich als so erbitterte Feinde des Königs weder an seinem Empfang, noch an der Krönung, noch an dem nachfolgenden Mahl oder sonst einem Fest beteiligt hatten, die Königin gesehen haben könne. So würde die Täuschung also wohl gelingen — freilich zu welchem Ende? Und bei dieser Frage zog ein inniges Mitleid mit dem armen Kind und mit ihrem Verlobten, dem braven Herbolo von Polhaim so schmerzlich in ihm auf, daß ihm die Tränen aus den Augen stürzten.

Godeschalk hatte dem verwunderlichen Vorgang die rechte Deutung gegeben. Roswitha hatte ihre geliebte Herrin so lange mit Bitten und Klagen bestürmt, bis diese in den Tausch eingewilligt hatte, fest entschlossen, Roswitha so bald als möglich zu befreien. So stand das

tapfere Fräulein nun an Stelle der Königin, bereit, die Gefangenschaft oder selbst den Tod für sie zu erdulden, und fast beglückt durch das Gefühl einer großen Tat, die zugleich ein wenig von einer Dankesschuld abtragen sollte. Denn die Königin Margarete hatte den sich gegen eine Verbindung mit Herbolo von Polhaim sträubenden Eltern Roswithas die Einwilligung zu dieser Ehe abgerungen, deren Abschluß auf einen Zeitpunkt nach der Rückkehr von der Romfahrt festgesetzt war.

Francesco de Barbiano stand vor Roswitha und betrachtete sie lange mit einem kalten, eisernen Blick. Er hatte die beiden Insassinnen der Sänfte nur des Nachts bei zuckendem Fackelschein flüchtig gesehen und prägte sich nun im hellen Tageslicht die Züge der Königin mit dem Ingrimm des Hasses fest ein. Dann lud er sie mit einer gleichsam gepanzerten Höflichkeit ein, ihm in das Haus zu folgen.

Unter dessen Tür war jetzt ein blasser, schmächtiger Mensch mit einem tückischen Gesicht und etwas schief gezogenem Mund getreten, ge-

kleidet in ein halb scharlachrotes, halb gelbes Wams, bei dessen Anblick die Zunächststehenden ein wenig zurückwichen.

Als Roswitha an ihm vorüberschritt, streckte er die Hand aus und gab ihr einen leichten Schlag auf die Schulter, daß sie erschreckt zusammenfuhr.

„Schon gut, Messer Luigi," sagte Francesco de Barbiano unter dem Murmeln des Volkes, „die Reihe kommt schon auch an Euch."

Dann schritt er, Roswitha voran, durch einen dunkeln Flur und eine enge gewundene Steintreppe hinan in eine große Halle, auf die eine Menge von Türen mündete, während sich die Fortsetzung der Treppe im Dunkel eines Obergeschosses verlor. Eine Anzahl von Frauenzimmern kam ihnen hier entgegen. Sie trugen gelbe kurze Mäntel mit grünen Borten über einem grünen Untergewand, und der Ausschnitt der Kleider am Hals war so tief, daß ein Teil der Brust sichtbar war. Sie stießen und drängten sich und schoben sich kichernd heran, während

sie die fremden Frauen mit neugierigen und höhnischen Blicken musterten.

Beklommen sah Roswitha um sich, verletzt durch das würdelose Gebaren dieser Frauen, voll Verwunderung über das sonderbare Gefängnis, in das sie hier gebracht wurde. Es duftete hier betäubend wie nach morgenländischen Essenzen und Spezereien, und etwas so Fremdartiges lag über allem, dem Roswitha keine Deutung wußte. Und zum erstenmal seit dem Verlassen der Sänfte erhob sie die Stimme und sagte: „Wo bin ich hier?"

„Im Frauenhaus von Brescia," antwortete Francesco de Barbiano, „der edle Rat unserer Stadt hat beschlossen, es Euch zur Wohnung anzuweisen und hofft, daß Ihr Euch gegen jedermann, dem es um Eure Gunst zu tun ist, recht liebenswürdig erweisen werdet."

Da stand Roswitha einen Augenblick ganz erstarrt vor dem Ungeheuerlichen, das über sie hereinbrach, dann wankte sie und sank in die Arme der Frauen, die hinter ihr standen. Fran-

cesco de Barbiano sah auf sie nieder, auf dieses milde, schöne Antlitz, das nun vor Grauen und Ekel verzerrt war. Er beobachtete das zuckende Spiel der Muskeln um Mund und Nase, das schwere Atmen und die Blässe der Wangen mit grausamer Freude. Er sah ein blühendes Leben in seinem Innersten getroffen, eine himmelsgesegnete Schönheit vernichtet und seinen Triumph über den Feind vollkommen gemacht.

Nach einer Weile schlug Roswitha die Augen auf und sah in die Gesichter der auf sie herabgebeugten Frauen, die vor Entsetzen ebenso wenig eines Wortes mächtig waren, wie sie selbst. Dann tauchten ihre Blicke in die der Königin, und es war ein langes stummes Fragen und Antworten zwischen ihnen, das dem Brescianer unverstanden blieb, während Roswithas Hände wie im Krampf die hilfreichen Arme der sie Stützenden entlang tasteten.

Zuletzt richtete sie sich langsam auf, wie eine Todgeweihte, mit zitternden Knien und bebendem Mund.

„Es wird Euch an nichts fehlen," fuhr Fran-

cesco unbarmherzig fort, „Ihr sollt alles haben, was Ihr wünscht, Tanz und Saitenspiel und Wein. Nur rate ich Euch, keinem Eure Gunst zu verweigern. Es täte dem Rat von Brescia leid, Euch zwingen zu müssen, wo Gefälligkeit oberste Pflicht ist."

Roswitha stand wie eine Heilige in Schmach und Schmerz. Dann sagte sie, ohne die Augen zu erheben: „Ich bin in Eurer Hand, Ihr Herren von Brescia, und ich sehe, es wäre umsonst, Eure Gnade anzuflehen. Nur eines erbitte ich mir von Euch, daß meinen schuldlosen Frauen keine Gewalt angetan wird; laßt es Euch an einem Opfer genügen und gebt ihnen die Freiheit, zu gehen, wohin sie wollen."

Da bedachte Francesco de Barbiano, daß dies den Hohn auf seinen Gipfel heben würde, wenn man die Frauen verschonte, während die Königin preisgegeben wäre. Aber sie sollten nicht fortgehen dürfen, sondern stete Zeuginnen der Schmach ihrer Königin sein, selbst unangetastet, während ihrer Herrin Ehre auf das niedrigste befleckt würde, eine Steigerung der Qual und

der Schande der Gefangenen. Dies war das Gift auf dem scharfen Pfeil, den man dem König ins Herz sandte. Und also entschied er im Namen des Rates von Brescia und gab Messer Luigi den strengen Befehl, dieses Gebot zu beachten.

Als Francesco de Barbiano gegangen war, brach Roswitha von neuem in sich zusammen und sank diesmal in eine so tiefe Ohnmacht, daß es längerer Zeit und der Anwendung stark riechender Essenzen bedurfte, um sie wieder ins Leben zurück zu erwecken. Sogar die Insassinnen des Frauenhauses waren, von einem plötzlichen Mitleiden mit dieser gestürzten königlichen Lieblichkeit ergriffen, um sie bemüht, brachten Wasser herbei, halfen Roswitha entkleiden und vergaßen ganz, daß sie von dem Abscheu vor ihnen, von dem Entsetzen und dem Ekel vor dem Leben, in dem die Königin nun den gemeinen Frauen gleich werden sollte, niedergeworfen worden war.

Nur eine hielt sich abseits und rührte keine Hand für die Ohnmächtige. Das war Barbara

Ehingerin, eine Schwäbin aus Augsburg, die vom Schicksal in dieses Frauenhaus verschlagen worden war. Sie stand hinter dem Gedränge der hilfeleistenden Frauen, und wenn irgendwo eine Lücke entstand, starrte sie mit harten und feindseligen Blicken auf die Daliegende.

Der Mann, der Roswitha an der Türe durch einen Schlag auf die Schulter bewillkommnet hatte und der die Aufsicht über das Frauenhaus führte, war Luigi, der Henker von Brescia, vom Volke „Messer" Luigi genannt, um durch die Voransetzung des Titels für Hochgeborene den Hohn über ihn noch besser auszudrücken.

Diese Obliegenheit war eine der entehrenden Beigaben seines Amtes und andererseits: wenn die gemeinen Frauen nicht schon durch ihren Beruf ehrlos gewesen wären, sie wären es dadurch geworden, daß sie mit dem Henker unter einem Dach wohnen mußten.

Messer Luigi war kein Meister in seinem blutigen Handwerk. Als ein schwächlicher und von Krämpfen geplagter Mann konnte er das Schwert nicht mit jener Wucht schwingen, die erforderlich ist, um aus einem Menschen glatt zwei Teile zu machen, von denen der Rumpf

der größere und der Kopf der kleinere Teil ist. Mehr als einmal mißlang ihm eine Hinrichtung, und er mußte zum zweitenmal oder gar zum drittenmal zuschlagen, ehe man das schwarze Tuch über den Gerichteten werfen konnte. Aber, wenn auch die Kräfte fehlten, er fand doch seine Freude daran, einen Menschen um den Kopf zu verkürzen. Aus einer tagelangen Angst und zitternden Erregung rang sich ihm vor jeder Hinrichtung eine maßlose Wut gegen den Verurteilten los, als wäre dieser sein persönlicher Feind. Und wenn er dann den armen Sünder das Haupt auf den Block legen sah, dann war er wie betäubt von Haß gegen den zähneklappernden Menschen, den er vielleicht jetzt zum erstenmal sah, so daß diese blinde Wut vielleicht nicht minder wie der Mangel an Kraft seinen Hieb unsicher machten.

Messer Luigi liebte es, im Kreise der seiner Zucht untergebenen Frauen recht blutige und grausige Geschichten zu erzählen, daß selbst diese durch alle Nöte und Greuel des Lebens Gewanderten sich schaudernd zusammendrängten

oder gar vor Entsetzen aufschrien. Dann lachten Luigis Augen und er begann Lieder zu singen und Wein zu trinken, bis er plötzlich die Brauen zusammenzog und die Weiber in ihre Betten schickte.

Denn er hielt sonst auf strenge Ordnung im Frauenhaus, duldete keinerlei Zank und Zwistigkeiten, gab es auch nicht zu, daß die Besucher Lärm oder andere grobe Ungebühr verübten und sah andererseits darauf, daß seine Huldinnen ihnen nicht allzutief in den Säckel langten. Wenn er einmal auf Widerstand traf oder einen besonders wütenden Streit zu schlichten hatte, so holte er einen schweren Stock hervor und schlug blindlings um sich, ohne Rücksicht auf Wunden und Knochenbrüche, daß sich sein Volk winselnd vor ihm verkroch.

Nur eine der Frauen kannte noch ein anderes Stück seines Wesens, als die Freude an blutigen Geschichten von Mord und Hinrichtung und die strenge Zuchtmeisterei. Das war Barbara Ehingerin, die Schwäbin, die er zu seiner Geliebten erkoren hatte und vor der er in man-

chen Stunden weich und fügsam und fast weinerlich war. Dann liebte er es wohl, von seiner leidvollen Jugend zu erzählen, von seiner Ausgeschlossenheit von den Spielen der Altersgenossen und dem bitteren Spott, der ihn getroffen hatte, von der Verachtung, die dem Sohn des Henkers begegnete, von allen den schmerzlichen Qualen der Rechtlosigkeit, die dem Mann zuteil wurden, der dem Recht seinen Arm zur Strafe lieh. Und obzwar die Barbara keineswegs durch einen besonderen Scharfsinn ausgezeichnet war, so sah sie aus allen diesen Dingen doch, daß Luigi dem Beruf seines Vaters gefolgt war, nicht anders, wie ein junges Tier unters Joch geht, unter dem das alte zusammengebrochen ist. Und sie verstand es, seinen Erzählungen so gut zuzuhören, daß sich der Henker ihr mehr verbunden fühlte, als je einer ihrer Vorgängerinnen. Sie hinwiederum ließ es sich gern gefallen, seine Geliebte zu sein, weil sie durch seine Gunst manchen Vorzug vor den anderen Frauen genoß und sich manche, sonst nicht gewährte Freiheiten herausnehmen durfte.

Die Ankunft der neuen Gäste brachte einige Verwirrung in das Frauenhaus, denn nun galt es, Raum für sie zu schaffen und das Außergewöhnliche in die gewohnte Ordnung einzureihen. Luigi war in aufgeregtem Herumlaufen bald im zweiten Geschoß, wo die Frauen der Königin untergebracht werden sollten, bald zur ebenen Erde, wo man eine Wache von zehn Mann eingestellt hatte, die darauf achten mußte, daß die kostbare Gefangene nicht entfloh. Für Godeschalk hatte man eine enge Kammer neben der Wache einzurichten, wo er gleich den Frauen zu schmachvoller Zeugenschaft gehalten wurde. Die Königin selbst aber sollte eines der Zimmer erhalten, die um die Halle des ersten Geschosses lagen, einen der Liebeskäfige neben der Stätte des allgemeinen Vergnügens.

Zögernd kam Luigi damit hervor, daß Barbara, die den besten jener Käfige innehatte, ihn der Königin einräumen solle. Da erblaßte die Schwäbin im ganzen Gesicht und nur zwei wütende Blutflammen standen ihr an den Schläfen. Dann fuhr sie Luigi mit gekrallten

Fingern entgegen, als wollte sie ihm die Augen auskratzen und schrie, sie denke nicht daran, vor der Fremden zu weichen. Im Frauenhaus seien alle Insassinnen gleich und es verschlage nichts, ob eine vorher eine Fürstin oder eine Kuhmagd gewesen sei. Nur eine gelte hier in gewissen Dingen mehr als die anderen, und dies sei die regina bordelli, die im gerechten Wahlgang Gekürte und mit der strohernen Krone Gekrönte, das sei die einzige Königin, von der im Frauenhause gesprochen werden könne. Und diese Königin sei sie, die Barbara Ehingerin aus Augsburg und ihr gebühre daher das beste Kämmerlein neben der Halle.

Vor so viel Furie wich Luigi unschlüssig zurück und dachte im ersten Augenblick gar nicht daran, den Stock hervorzuholen und den Widerstand niederzuschlagen. Vielleicht auch hielt ihn ein Erbarmen mit Roswitha zurück, in deren Gegenwart sich dieser ganze Auftritt abspielte, der mitleidige Gedanke, daß es für sie schrecklich sein müsse, Gekreisch und Schimpfworte noch länger anhören und zuletzt Prügel ansehen zu

müssen. So wich er also vor Barbara zurück und beruhigte sie damit, daß er ihr den Besitz ihrer Kammer auch weiterhin beließ und der Königin ein anderes Zimmer anwies, das er der gutmütigen Bianca wegnahm.

Am Abend dieses ersten Tages erschien der Stadtschreiber mit zwei Ratsdienern und überbrachte Meister Luigi den Befehl, daß heute nachts das Haus geschlossen zu halten sei, daß hingegen morgen ein Fest stattfinden würde, zu dem nach beigegebener schriftlicher Anweisung alles wohl vorzubereiten sei. Da blieben denn die Frauen heute unter sich und weil dies die Kostbarkeit einer seltenen Ereignung hatte, so freuten sie sich darüber, ließen Wein und gebratenes Fleisch holen und nachdem sie gegessen und getrunken hatten, nahm Simonetta die Laute von der Wand und begann zu singen.

Meister Luigi war bei diesem Mahl nicht anwesend, sondern hielt sich in seinem Zimmer im Obergeschoß, wo er dem seltsamen Gedanken nachsann, daß er jetzt eine Königin unter seinem Dach beherbergte. Er war so in sein Spinnen

vertieft, daß er gar nicht merkte, wie der Lärm in der Halle immer toller wurde und wie er endlich zu einem Toben anwuchs. Erst als das ganze Haus von einem Kreischen und dröhnendem Gepolter erfüllt war, meldete es das Ohr seinem Hirne, und da griff er nach dem Stock und lief in blinder Wut die Treppe hinab.

In der Halle hatten die Frauen sich zuerst mit Lachen und Singen die Zeit vertrieben, wobei die Schwäbin die lauteste war, indem sie sich immer gegen die Türe des Zimmers hinwandte, hinter der sie die Königin mit ihren Frauen wußte. Sie sollte es nur wissen, die Hochfahrende, daß man hier lustig war, unbekümmert um sie und uneingeschüchtert durch ihre Anwesenheit. Manchmal schlich sie jedoch hin und legte das Ohr an die Türe, aber sie hörte keinen Laut, nicht einmal ein leises Flüstern, denn die Frauen saßen in Roswithas Kammer, Hand in Hand und ihr Leid war zu groß für das armseligste Wörtlein.

Mit der Zeit aber verdroß es die Barbara, vor einer verschlossenen, gleichmütigen Türe zu

lärmen und zu singen und es trieb sie an, die Königin zu besudeln und zu demütigen.

„Was," rief sie, „soll die dadrinnen immer eingeschlossen bleiben? Will sie uns zu verstehen geben, daß wir zu gering sind und daß sie uns verachtet? Sie ist uns gleich und sie soll sich zu uns gesellen, um mit uns zu singen und zu trinken. Wir wollen sie unter uns sehen, die unnahbare Frau Königin, die Große, die Herrliche, die Strahlende; wir wollen wissen, ob sie auch trinken kann."

Vergebens versuchten die anderen Frauen, sie zu beruhigen, die dicke Carlotta und die gutmütige Bianca sprachen ihr umsonst begütigend zu, und selbst, daß Francesca, deren böses Mundwerk sonst einem Zank gar nicht abgeneigt war, dawider sprach, vermochte nichts über die ein wenig trunkene Schwäbin.

„Ihr seid alle feiges Volk", kreischte die Barbara nur noch lauter, daß es die Königin desto gewisser hinter ihrer Türe hören sollte, „wißt Ihr, was sie täte, wenn sie frei wäre und Euch

begegnete. Wegschieben würde sie Euch, abschütteln wie den Straßenschmutz vom Saum ihres Kleides, anspucken, wenn Ihr zu nahe kommt. Und Ihr — Ihr habt sie in Eurer Gewalt, zerrt sie hervor, packt sie und zwingt sie, unter Euch zu sitzen und mit Euch zu trinken, aus demselben Becher, den Eure Lippen berührt haben."

Und damit sprang sie auf, lief zur Türe hin und schlug mit beiden Fäusten drauflos. „Komm heraus, komm heraus, Herrliche, Unbefleckte, Heilige, Herrin! Entzieh' uns deinen Anblick nicht . . .!"

Aber da wurde sie an der Schulter gefaßt, zurückgerissen und zu Boden geworfen und zugleich fielen Schläge auf sie nieder, so dicht und schmerzhaft, daß ihr Kreischen zu einem wilden Gebrüll wurde. Meister Luigi stand über ihr und gebrauchte seinen Stock mit aller Macht, daß die Barbara vermeinte, noch niemals so geprügelt worden zu sein. Die anderen Frauen standen herum, sahen zu und wagten nicht, ihrem erzürnten Zuchtmeister in den Arm zu fallen.

Endlich ließ er von der Barbara ab und ging

wieder davon, mit finsterem Gesicht, wortlos, wie er während der Züchtigung geblieben war. Das Singen und Lachen fand keine Fortsetzung mehr, und eine der Frauen nach der anderen verzog sich, um zu Bette zu gehen. Nur die Barbara blieb zurück und kauerte im Halbdunkel an der Schwelle ihrer Kammer und wartete, bis die Frauen der Königin deren Kammer verließen und in den Oberstock gingen; da sah sie ihnen mit starren, blutunterlaufenen Augen nach, mit Augen eines bösen Hundes, der an der Kette liegt, erhob sich sodann und schlich auf leisen Sohlen die Treppe hinan, zum Zimmer des Meisters Luigi.

Sie traf ihn noch wach, an dem Tisch mit der kleinen Lampe sitzend, mit aufgestützten Armen, so daß der ganze Oberkörper des Mannes in dem trübseligen Schein nur wie ein ungegliederter Klumpen war. Sie trat leise zu ihm und setzte sich neben ihn, indem sie den Arm um seine Schultern legte.

„Verzeih'," sagte sie, „ich weiß, daß ich mich heute vergangen habe. Aber du sollst wissen,

daß ich so wild und ungebärdig gewesen bin, weil ich sie hasse. Die anderen Frauen kennen diese Frau ja nicht, ich aber kenne sie, ich begegne ihr hier nicht zum erstenmal."

Als aber Luigi gar nichts erwiderte und nicht einmal die Hände vom Gesicht nahm, fuhr die Schwäbin fort: „Das war in Aachen, bei der Krönung ihres Gatten zum Deutschen König, bei Glanz und Pracht und aller Herrlichkeit. Es war viel Volk aus allen Landen zusammengelaufen und auch wir fahrenden Frauen hatten uns nach Aachen gezogen, weil bei solchen Festen immer Herzen und Beutel weit offen sind. Die Gottesmutter war mir gnädig gesinnt und ließ mich einen reichen Freund finden, einen geistlichen Herrn, der mit großem Gefolge zur Krönung gekommen war. Ich hätte herrlich und in Freuden leben können, denn mein Freund tat alles, was ich begehrte, wenn mich nicht ein Ding gar sehr verdrossen hätte. Da gab es eine Menge von Aufzügen und öffentlichen Belustigungen, an denen teilzunehmen niemandem verwehrt war und bei denen die gemeinen Frauen

von Aachen sogar zur Mitwirkung herangezogen wurden. Daneben aber gab es andere Festlichkeiten, wo die ehrbaren Leute unter sich sein wollten. Gottes Donner, und gerade das hätte ich gerne gesehen, wie sie sich spreizen und stolzieren und ihre Jugend zur Schau tragen, als die gleißnerischen Pfauen, die sie sind. Und es wäre mir eine übergroße Lust gewesen, unter ihnen umherzugehen und ihrer Ehrbarkeit zu lachen und diejenigen unter ihnen herauszusuchen, die von ihren Frauen und Töchtern weg zu uns gemeinen Frauen laufen, um nach all der Tugend auch ein wenig Freude zu kosten. Schließlich hätte es mir auch gar wohl gefallen, mich gegen meinesgleichen zu berühmen, ich wäre dort gewesen, wohin es uns verboten ist, zu gehen. Alles dieses stieg mir zu Kopf und gewann zuletzt solche Macht über mich, daß ich allstündlich meinem Freund mit Bitten zusetzte, mich zu dem Fackeltanz auf dem Rathause mitzunehmen, den die Geschlechter dem König zu Ehren geben wollten. Mein Freund weigerte sich dessen zuerst, aber ich lag ihm so laut in den

Ohren, ließ meine Bitten so beschwerlich werden, daß er am Ende ganz schwach wurde und zu befürchten begann, daß ich, an der er ein großes Gefallen gefunden hatte, ihn gar verlassen könnte. Er ließ also ein reiches Kleid kommen, gab mir auch einen prächtigen Schmuck und geleitete mich auf das Rathaus. Da ging es nun freilich so gar ehrbar und langweilig her, wie ich es mir vorher in Gedanken ausgemalt hatte, es war ein feierliches Schreiten und sich Verneigen und ein zierliches Gespräch, daß ich herzhaft lachen mußte. Und es mag sein, daß dieses Lachen und vielleicht auch mein lebendigeres Wesen die Mannsleute auf mich aufmerken ließ und ihre Köpfe zu mir drehte. Da muß nun der Teufel sein Spiel gehabt und einem ganz besonderen Tugendbold mein Gesicht in Erinnerung gebracht haben, so daß dieser dem Saalmeister und den Ratsschergen meldete, ich sei keine von den ehrbaren Frauen, denen Saal und Tanz allein vorbehalten sei. Kurz — ich wurde mit einemmal ergriffen und es fanden sich noch einige Zeugen, die bestätigten, ich

sei als fahrende Frau nach Aachen gekommen. Da wollten sie mich aus dem Saal werfen, aber der Saalmeister befahl, mich vor die Königin zu führen, denn es war ein alter Brauch zu Aachen, daß bei Festen, denen die Königin beiwohnte, dieser die oberste Gerichtsbarkeit über alle Vergehen während des Festes zustand. Dieser Brauch freilich hatte bisher nur zu allerlei Spaß und Kurzweil gedient, indem auf scherzhafte Vergehen eine scherzhafte Ahndung folgte, aber diesmal diente er dem bitteren Ernste. Man brachte mich vor die Königin; die saß in aller Tugend und Holdseligkeit und Majestät auf erhöhtem Sitz und betrachtete mich mit kaltem Überlegen. In mir brannte rote und heiße Wut und vor meinen Augen wallten Nebelschleier, aber durch alles dies sah ich das strenge Gesicht der Richterin, deren Blick mich bannen wollte. Ihr ganzes Wesen erhob sich über mich, stieß mich von sich und brandmarkte mich mit der Verachtung der Welt. Es war, als stände ich nicht vor einem Weib, das aus demselben Stoff gemacht war, wie ich, sondern vor der Ehrbar-

keit selbst, die mir zeigte, daß es zwischen ihr und mir nichts Gemeinsames gab, nicht einmal Gottes Gnade. Dann hob sie die Stimme und sagte: ‚Sie soll gezüchtigt werden!' Darauf führten mich die Ratsschergen hinaus, zogen mir die reichen Kleider ab und stäupten mich mit Ruten. Am Morgen stellten sie mich an den Pranger, ließen mich einen ganzen Tag stehen und wiesen mich am Abend aus der Stadt. Auch mein geistlicher Freund, dem man es sehr übel nahm, daß er mich auf das Rathaus gebracht hatte, mußte mit Schande und Spott aus Aachen abziehen. Dieses war mein erstes Zusammentreffen mit der Königin Margarete!"

Bei Nennung dieses Namens hob Meister Luigi den Kopf aus den wie flache Schalen gewölbten Händen und sah die Barbara mit einem sehr seltsamen Blick an, aus dem diese nicht klug zu werden vermochte, da Ingrimm mit Zärtlichkeit, Zorn mit Ehrfurcht in ihm gemischt schienen. Und nur zögernd fuhr sie fort, da sie nicht wußte, was Luigi zu ihrer Vermutung sagen würde.

„Nun aber geht es mir mit dieser Königin, die sie uns da ins Haus gebracht haben, recht verwunderlich. Obzwar ich damals in Aachen ihr Gesicht so hart vor mir sah, daß ich es mir für ewige Zeiten hätte einprägen können, bin ich nun doch im Zweifel, ob ich recht gesehen habe. Die Königin, die wir beherbergen, stimmt nicht ganz zu meinem Bilde. Sie ist es und ist es doch wieder nicht. Ihre Züge gleichen denen, die ich mir gemacht habe, mit einer schwesterlichen Ähnlichkeit, und wenn ich alles zusammenfasse, so ist es mir am Ende doch, als sei sie es nicht."

Die Barbara begann zu bedauern, daß sie davon zu sprechen begonnen hatte, denn Luigis Hände waren herabgesunken und lagen schwer und bedrohlich auf dem Tisch, während in seinen Augen ein Glühen war, wie in einer Schmiedeesse. Aber die Erwägung, daß es nun bei diesen Anzeichen eines jähen Zornes gefährlicher war, zurückzuweichen als fortzufahren, bewog sie, weiter zu sprechen:

„Es kann eine Täuschung sein, aber ich

glaube es nicht, daß mein Haß sich so schlecht bewähren sollte. Es ist dasselbe glatte und gleißnerische Antlitz mit der gewölbten Stirne, der geraden Nase und dem runden Kinn, dieselbe zarte Kehle, von der man in Aachen rühmte, sie sei so durchsichtig, daß man, wenn die Königin roten Wein trinke, ihn hindurchfließen sehen könne, derselbe schlanke Wuchs. Und dennoch sagt mir etwas, daß es nicht die Königin ist. Aber" — hier senkte die Barbara ihre Stimme zu einem Flüstern — „unter den Frauen der Königin ist eine, die gleicht ihr so sehr, daß man sie wohl mit ihr verwechseln könnte, und diese Jungfrau, die sich Roswitha von Hochhaim nennt, gleicht auch meinem Bilde von der Königin im Rathaussaal zu Aachen. Kurz — du magst mich schlagen, Luigi, heute, als ich die Frauen die Kammer dieser vermeintlichen Königin verlassen sah, ist es mir fast zur Gewißheit geworden, daß nicht das Frauenzimmer in der Kammer neben mir, sondern diese Roswitha die wirkliche Königin ist."

Da schlug der Henker mit den Knöcheln der

rechten Faust hart auf den Tisch, stand plötzlich auf und faßte die Barbara mit festem Griff am Handgelenk: „Ich werde dahinter kommen," sagte er, „verlaß dich darauf. Aber du hüte dich, zu jemandem anderen ein Wort zu sagen. Wenn du nicht schweigst, so erschlage ich dich, bei der Jungfrau Maria und allen lieben Heiligen!"

Am Abend des nächsten Tages versammelte sich die Signoria im Rathause und begab sich sodann, unter Vorantritt eines Heroldes und der Ratsmusikanten, in feierlichem Zuge nach dem Frauenhause. Die Straßen waren von einer noch größeren Menschenmenge als beim Einbringen der Gefangenen erfüllt, denn wer es gestern nicht gewußt hatte, daß die Gattin des Königs Heinrich im Frauenhause sei, der wußte es heute, und der Herold, der voranritt und ausrief, der Rat begehe den festlichen Empfang der Königin, verkündete niemandem etwas neues.

Messer Luigi stand wieder mit abgezogener Kappe an der Türe und machte vor jedem Gast seine tiefe Verneigung, obzwar sie ihm niemand dankte oder ihn auch nur beachtete.

Die Halle war mit Laubgewinden geschmückt und mit zahlreichen Kerzen erleuchtet. Nachdem die Herren an einer langen Tafel Platz genommen hatten, traten die Zinkenisten und Lautenspieler an und vollführten eine liebliche Musik, während die Speisen, deren Beistellung Sache des Rates gewesen war, aufgetragen wurden und die Ratsdiener mit langhalsigen und dickbäuchigen Krügen umhergingen, um die Becher zu füllen. Es war in Brescia wie anderwärts Brauch gewesen, daß der Rat einmal im Jahre im Frauenhaus ein Mahl einnahm; aber von diesem Brauch war nicht mehr als die Übung zurückgeblieben, am ersten Pfingsttage den Stadtrichter mit den beiden Schreibern in Vertretung des Rates zu entsenden, um mit einem flüchtigen Niedersitzen und Verzehren einiger Bissen die alte Gerechtsame des Frauenhauses zu bewähren. Diesmal aber hatte sich keiner der Herren von der Signoria ausgeschlossen; sie waren alle gekommen, denn der Sinn dieses Festes lag in der Demütigung des Feindes, und in diesem Willen waren sie so einig, daß alle

sonstige Eifersucht und Zwiespältigkeit ausgelöscht war.

So saßen sie also und, wenn sie auch sehr ernsthaft und würdig anzusehen waren, so lachte ihnen doch allen das Herz vor unbändiger Freude. Nachdem der erste Umtrunk gehalten und das erste Gericht verspeist war, gab der älteste der Senatoren ein Zeichen und Meister Luigi öffnete die Türe der Kammer, in der die Frauen wartend gesessen hatten. Da kamen sie nun langsam und einzeln hervor, zuerst die Barbara Ehingerin, die heute durch ihre Krone von Stroh als Königin des Frauenhauses bezeichnet war, dann Roswitha und hinter ihr die übrigen, je nach ihrer Art keck umherspähend oder eingeschüchtert durch die Gegenwart so vieler hochmögender und ernsthafter Herren.

Zum erstenmal trug Roswitha heute das Gelb und Grün der gemeinen Frauen, zum erstenmal stellte sie sich den Augen der Senatoren und Herren von der Signoria dar, und so lieblich und traurig war ihr Anblick, daß ein Flüstern den langen Tisch hin lief. Sie konnte

nur kurze Schritte machen und trug den Kopf tief auf die Brust herabgesenkt, wie eine Verurteilte, die dem Blutgerüst entgegen geht. Aber hätte Roswitha wirklich für ihre Königin den Gang zum Blutgerüst machen müssen, sie hätte den Kopf frei und aufrecht getragen und hätte aller Welt in die Augen gesehen und die Sonne begrüßt mit der reinen Liebe, die sie dem Tagesgestirn entgegentrug, sie hätte ihren stolzen Schritt bewahrt, denn sie hatte ein mutiges und starkes Herz in der Brust; aber dieser Gang unter das Joch der Schmach zerbrach ihre Kraft und war wie ein Tappen in der Finsternis.

So sah sie also nicht ihre Freundinnen und die Königin, die am Fuß der Treppe zum Obergeschoß standen, und auch nicht Godeschalk, der sich mit den Wächtern an der Mündung der Treppe aus dem Erdgeschoß drängte. Sie folgte nur der Frau, die ihr voran ging, ließ sich neben ihr an dem Tisch nieder, der der Tafel der Ratsherren gegenüber aufgestellt war, und saß mit in den Schoß gefalteten Händen, die wie zwei geschlachtete weiße Tauben nebenein-

ander lagen. Obzwar sie seit dem Betreten dieses Hauses noch nichts zu sich genommen hatte, trug sie dennoch kein Verlangen nach Speise und Trank und ließ Schüsseln und Krüge, die von der alten Beschließerin des Hauses gereicht wurden, an sich vorübergehen.

Die Gäste des Frauenhauses waren inzwischen, vom Wein befeuert, etwas lauter geworden, stießen die Becher zusammen und besonders die jüngeren erhoben die Stimmen zu Rufen und lauten Scherzen, indem sie hofften, daß die Königin doch endlich die Augen aufschlagen und nach den Rufern hinsehen werde. Aber Roswitha saß unbeweglich, und die beiden blonden, mit gelben und grünen Bändern durchflochtenen Zöpfe lagen links und rechts vom gesenkten Haupt regungslos auf den Schultern.

Da erhob sich der älteste der Senatoren, der siebzigjährige Enrico Tosio von seinem Sitze und begann zu sprechen. Obzwar er den Deutschen König ebenso ingrimmig haßte, wie jeder andere Brescianer, war doch beim Anblick der unglücklichen Königin eine Wandlung in ihm

vor sich gegangen; er hatte ganz plötzlich seiner beiden Töchter gedacht, der jungvermählten Frauen, da war ihm die ganze Schmach eines solchen Schicksals schwer auf die Seele gefallen, und so wurde seine Rede milder, als er sie entworfen hatte, und wenig fehlte, so wäre sie ganz in ihr Gegenteil verkehrt worden, indem er nahe daran war, den Ratsherren vorzuschlagen, es sich mit dem Geschehenen genügen zu lassen und der Königin das Äußerste zu ersparen.

Aber da ergriff Francesco de Barbiano schnell das Wort: „Ihr Herren, wir dürfen uns wahrhaftig freuen, einen so erlauchten Gast in unserem Frauenhaus zu begrüßen, denn wahrlich, welche Stadt Italiens kann sich rühmen, uns darin gleichzukommen. Es dient uns sonst in diesen Häusern der Abschaum der Städte, davongelaufene Bauernmägde, Frauen von der Landstraße oder Gauklerinnen, wir aber haben das Glück, eine Königin zu unserer Freude zu halten. Es schickt sich, wie ich glaube, daß wir sie auch hier als Königin grüßen und ehren und so mag denn das braune Frauenzimmer,

das jetzt die Krone aus Stroh trägt, diesen königlichen Schmuck an die Würdigere abgeben."

Unter Lachen und Lärmen stimmten die übrigen zu und einer machte sogar den Vorschlag, man solle, um den Hohn noch erbarmungsloser zu machen, den Vorgang bei der Wahl des Deutschen Königs nachahmen und sieben Kurfürsten bestimmen, die sich darüber zu einigen hätten, ob die Königin wirklich der strohernen Krone würdig sei, da sie ja noch keinerlei Probe abgelegt hätte. Nur Enrico Tosio schüttelte den weißen Kopf und dabei begegnete der Blick des Ältesten dem flammenden Auge des Jüngsten an der ganzen Tafel, des Alessandro Scala, in der gleichen Mißbilligung dieser höhnischen Grausamkeit.

Mit Alessandro Scala war eine ähnliche Wandlung vorgegangen wie mit Enrico Tosio, auch er war hierher gekommen mit nichts anderem als einem Vorschmack auserlesensten Triumphes, gleichgültig gegen das menschliche Schicksal der gefangenen Fürstin; aber die Wandlung bei ihrem leidvollen Anblick hatte,

entsprechend dem Unterschied des Alters, bei Alessandro Scala an ein anderes Ende geführt, nicht zu Mitleid und Bedenken, sondern zu einer Empörung über die rohe Beschimpfung reinster Schönheit. Denn Scala war kein gedankenloser Genüßling, wie seine Altersgenossen, sondern ein ernsthafter Mensch, der Musik und gute Gespräche einem tollen Gelage vorzog.

Indessen hatte sich Messer Luigi von seinem Platz vor dem für ihn mit einem roten Tuch gedeckten Ende des Tisches der gemeinen Frauen erhoben und war zu Barbara herangetreten, aber er zögerte noch, indem er seine Blicke über die Gesichter der Ratsherren hinschweifen ließ, ob er von niemandem einen Gegenbefehl erhalten würde. Auf den Mienen zweier von den Gästen las er die Mißbilligung des Vorganges, aber als Francesco de Barbiano jetzt mit harter Stimme seinen Befehl, Barbara die Krone abzunehmen, wiederholte, wurde kein Widerspruch laut.

Da löste der Henker das Strohgeflecht vom Haupt der Schwäbin, die dabei zischte wie eine wütende Schlange, und drückte es auf das Haar

der Königin. Zum erstenmal berührte Luigi diese Frau, und eine Flamme lief aus den Fingerspitzen den Arm entlang, durch die Kehle bis ins Herz hinab, wo sie lotrecht stehen blieb wie eine brennende Lanzenspitze.

In diesem Augenblick entstand an der Türe ein Tumult, ein Stoßen, Drängen, Schlagen und unterdrücktes Rufen, und man sah einen Knäuel verwickelter Gestalten, aus dem ab und zu ein Arm vorstieß, bis der ganze Wirbel sich von der Mündung der Treppe weg und polternd zum Erdgeschoß hinabwälzte.

„Was war das?" fragte Enrico Tosio.

„Ich denke, es wird dieser Mensch gewesen sein, der Begleiter der Königin, den wir mit gefangen haben," antwortete Barbiano, und dann gab er den Befehl, Godeschalk unten in Fesseln zu legen, daß er keine Störung mehr verursachen könne. Der Lärm des Gelages aber brauste über das Vorkommnis hinweg und schwoll immer mehr an und Roswitha saß unbe-

weglich da, ohne die Augen zu erheben, wie eine weiße, von sanften Ufern losgerissene Blüte, die auf einem trüben, schäumenden Wasser schwimmt. Ihre Nachbarinnen zur Linken und zur Rechten hatten sich längst auch aller Scheu vor den Gästen begeben und an ein Trinken gemacht, bei dem sie immer ausgelassener wurden; besonders Barbara, die entthronte Königin, die einmal über das andere Mal ausrief, man müsse der strohernen Krone huldigen, und dann mit losen und unflätigen Worten um sich warf, um ihre Nachbarin recht tief zu verletzen.

Ihrer beginnenden Trunkenheit verschwammen die Gestalten Roswithas und jener Frau, die sie für die wirkliche Königin hielt, in eins, so daß sie jetzt die eine für die andere nahm und nicht mehr wußte, wen sie mehr haßte, die Gattin Heinrichs, die im Aachener Rathaussaal über sie den Richterspruch gefällt hatte, oder jene Frau, die sich für die Königin ausgab und sie ihre Verachtung ebenso tief fühlen ließ, als sei sie auch in diesem Gefühl mit ihrem Vorbild eins. Und in ihrer unbeherrschten Wut, die an

der geschlossenen Fremdartigkeit Roswithas keinen Angriffspunkt fand, hob sie den Becher und rief über den Tisch der Dirnen hinüber: „Es lebe die stroherne Krone, da sie nun ja eine echte Königin trägt," so daß Meister Luigi die Faust ballte und sie mit einem furchtbaren Blick zum Schweigen zwang.

Francesco de Barbiano hatte mit seinen kalten Augen ins Gewühl gesehen und seine Zeit abgewartet. Nun sah er an dem gesteigerten Lärm und der trunkenen Laune, daß sie gekommen war, und erhob sich. Es sei unrecht, sagte er, so viele edle Herren der guten Stadt Brescia noch länger warten zu lassen und die Königin müsse daran denken, sich einen Gefährten für die Nacht zu erwählen; da dies aber bei einer solchen Auslese von tüchtigen und begehrenswerten Männern, von denen die jüngeren durch Tapferkeit und gute Manieren ausgezeichnet seien, während die älteren für den Entgang der Jugend durch Würdigkeit und Weisheit entschädigten, da nun bei einer solchen Auslese jeder Frau, selbst wenn sie eine Königin

sei, die Wahl schwer werden müsse, und da man andererseits den Männern selbst keinesfalls die Wahl überlassen dürfe, so sei es nicht anders angängig, als das Los entscheiden zu lassen. Freilich sei das Vergnügen, das der gewänne, dem das Los zufiele, so groß, daß es das gewöhnliche Maß von Lust, das man in diesem Haus zu finden gewohnt sei, weit übersteige; es sei daher auch recht und billig, daß dies in dem Strumpfgeld für die gewährte Gunst ausgedrückt sei. Nun habe der Rat, in Anbetracht dessen, daß ihm, Francesco de Barbiano, der die Beute eingebracht habe, auch das Beuterecht zustünde, ihm die Festsetzung der Summe und ihre Einziehung zu seinen Gunsten überlassen. Er mache nun von seinem Beuterecht Gebrauch und bestimme die Summe mit tausend Dinaren, aber — fuhr er in dem allgemein betroffenen Schweigen fort — er begehre das Geld keineswegs für sich, sondern es solle zur Gänze in den Kriegssäckel der Stadt Brescia fließen, um sie in ihrem Kampfe gegen König Heinrich noch mächtiger zu machen.

Da brach wieder ein großer Jubel um Barbiano los und alle tranken ihm lachend zu. Ah, das war nicht nur eine große Tat der Heimatliebe, es war auch eine Verschärfung der Schmach für die Gefangene und ihren Gatten, der mit dem Preis für die Schande der Gemahlin um so wirksamer bekämpft werden konnte. Die Höhe der geforderten Summe hatte die Festgäste nur einen Augenblick verwirrt, denn die Brescianer waren gute Kaufleute und wogen sorgsam Vergnügen und Kosten gegen einander ab, aber nun hatte Barbiano zu dem Vergnügen auch noch den Haß in die Wagschale geworfen, da tanzte die Schale mit den tausend Dinaren hoch oben in der Luft, als wären es tausend Flaumfedern.

Als nun Barbiano Pergamentstreifchen verteilte, jeden seinen Namen aufschreiben hieß und die zusammengerollten Lose in einem Helm sammelte, da drängten sich alle herzu. Barbiano überzählte die Pergamentröllchen in seinem Helm und fand alle Anwesenden als Bewerber um die Gunst der Königin — bis auf drei:

Enrico Tosio und Alessandro Scala hatten kein Los abgegeben und der dritte, der fehlte, war Barbiano selbst.

„Ihr haßt die Frauen?“ fragte der alte Tosio leise.

„Ich hasse sie nicht, ich weiß nichts von ihnen,“ antwortete der Kriegsmann finster.

In diesem Augenblick flüsterte Alessandro Scala an der anderen Seite des alten Senators: „Wollt Ihr das Schändliche zugeben, Tosio? Wollt Ihr gestatten, was dieser Schurke tun will? Wenn Brescia alle Schätze des Orients gewänne, wenn es den Kaiser und den Papst und selbst Venedig zu seinen Vasallen machte, dieser Flecken wäre nie mehr auszulöschen.“

Aber angstvoll gab ihm Tosio zurück: „Schweigt, ich bitte Euch, sonst seid Ihr verloren. Barbiano hat heute die Macht und den Erfolg. Wir sind nichts neben ihm, sein Wille befiehlt über Brescia, ein Wort von ihm und wir müssen als Verräter aus der Stadt.“

Inzwischen war Barbiano auf Roswitha los-

gegangen und schob ihr den Helm unter das gesenkte Antlitz. „Zieht," sagte er, „zieht Euch einen Gefährten." Da sahen die Ratsherren eine blasse, schmale Hand langsam aus dem Schatten kommen, sich dem Helm nähern, einen Augenblick auf seinem Rande ruhen und dann untertauchen. Nun aber war es, als sei es mit der Kraft dieser gleichsam nur aus sich selbst bewegten Hand vorbei und sie könne aus dem Rund des Helmes nicht mehr wieder hervor, so daß Barbiano noch einmal hart und ungeduldig mahnen mußte: „Zieht!"

Nun sah man, wie gleichsam der Wille in den toten Arm floß, ihn erfüllte, daß er sich heben konnte und die Hand mit einem Pergamentröllchen zum Vorschein kam, das in den blutleeren, ganz weißen Fingern fast farbig schien. Barbiano nahm es und entrollte es.

„Alberico Benzi," las er ab.

Da wandten sich aller Augen dem Gerufenen zu. Alberico Benzi war ein reicher Kaufmann, dessen Wohlhabenheit gleichermaßen von der

Pracht seiner Kleidung und dem Umfang seines Leibes ausstrahlte; er hatte nicht mehr die Jugend für sich, aber auch von der gerühmten Würdigkeit und Weisheit des reiferen Alters war wenig an ihm zu merken. Die ganze Welt zerfiel ihm in Ware und Geld, und die Beziehungen der Menschen zueinander waren ihm durch Kauf oder Tausch ausgedrückt. So erfaßte er jetzt auch den Zufall, der ihm eine Königin in die Arme führte, trat, ohne sonderliche Erregung zu zeigen, zu Barbiano, zog einen Beutel hervor und zählte tausend Dinare auf den Tisch. Münze klang an Münze, mit so hellem Klang, als freute sich das Geld, einmal eine besondere und außergewöhnliche Bedeutung bekommen zu haben.

Roswitha hatte die Vorgänge des Festmahles wie einen Traum erlebt, auf dessen wirres Geschehen wir keinen Einfluß nehmen können, der uns dahin trägt als eine Wirklichkeit, in der unser Wille nichts ist; sie hatte alles gehört, sie verstand, um was es hier ging, daß um ihren Körper gelost wurde, und als sie nun eine

Stimme an ihrem Ohr vernahm, die ihr sagte: „Kommt!“, da erhob sie sich gehorsam und schritt nach ihrer Kammer.

Alberico Benzi folgte ihr freundlich lächelnd, während die Zinkenisten und Lautenspieler auf Geheiß Barbianos eine fröhliche Weise spielten.

Die Kammer Roswithas war ein kleines Gelaß, mit einem viereckigen Fenster hoch oben an der Decke, und sie war wie alle anderen Liebeskäfige des Frauenhauses mit einem Ruhebett und einem Waschbecken und verschossenen Gobelins von grober Arbeit ausgestattet. Wie in allen Kammern, befand sich dicht an der Türe ein Weihbrunnkessel und eine in Lindenholz geschnitzte Muttergottesstatue, die auf der stark hervortretenden rechten Hüfte das Jesuskind trug und sich mit schiefem Kopf zu ihm herabneigte, als wolle sie es küssen. Zu ihren von dem hölzernen Mantel verhüllten Füßen brannte in einem roten Glas ein Kerzenstumpf, dessen Flamme jetzt in der Zugluft der geöffneten Türe zu flackern begann, daß ein roter Schein über das Ruhebett hin- und widersprang.

Als Alberico Benzi nach Roswitha die Kammer betrat, stand sie mitten in dem Gelaß,

hatte beide Hände gegen die Brust gepreßt und starrte mit weit geöffneten Augen auf die hölzerne Himmelskönigin. In diesem Raum, in dem sie schon eine schlaflose Nacht verbracht hatte, war Roswitha plötzlich erwacht und hatte sich in der gräßlichen Wirklichkeit gefunden, aus der es kein Entrinnen gab, nicht einmal eine Flucht in das Gefühl, es könnte durch Gottes Gnade noch ein Abwenden sein.

Da stand der fremde Mann vor ihr, dem sie durch das Los ausgeliefert war, und wie sie die Madonna anstarrte, da hob das hölzerne Bild den Kopf und nickte ihr traurig zu, als wollte es sagen, daß es hier in dem Haus der Sünde keine Macht habe und daß Roswitha von den Himmlischen ganz verlassen sei. Roswithas ineinandergekrampfte Finger begannen zu zittern und wollten sich lösen, aber es war, als seien sie verschnürt und müßten nun immer so bleiben; und dabei sah sie ein Lächeln immer näher kommen, in dem Begierde und Behagen gemischt waren, und dieses Lächeln war ganz von dem Menschen gelöst, von dem es ausging,

als sei es das Lächeln von Tausenden, die sie besitzen wollten, das wollüstige Lächeln einer ganzen Stadt.

Als sie es ganz nahe an ihrem Gesicht verspürte, wie einen Pesthauch, da riß sie die Hände mit einem Ruck auseinander, stieß Alberico Benzi vor die Brust und lief auf die hölzerne Muttergottes zu, als wollte sie sich trotz allem Weigern in ihren göttlichen Schutz begeben. Aber da nichts geschah, da sich keine Arme herabstreckten, um sie aus der Schmach emporzuheben, da kein Dornengestrüpp um sie herum wuchs, da sich keines der Wunder ereignete, von denen die Legenden der Heiligen voll sind, riß Roswitha ihr Halstuch ab und warf es über die Himmelskönigin.

Sie sollte wenigstens, wenn sie schon nicht helfen konnte, nichts von dem sehen, was sich hier zutrug, der Himmel sollte nicht zum Zeugen dessen werden, was ihr bevorstand. Herr Alberico Benzi aber sah mit Entzücken den bisher vom Halstuch bedeckten Nacken und die mattglänzenden Schultern und, da ihm die scham-

volle Verzweiflung seines Opfers nicht einmal bis an die Außenpforten der Seele drang, fühlte er nichts anderes als ein Entflammen seiner Begierden und die Befriedigung eines Käufers. So kam er an Roswitha heran, die noch immer mit hängenden Armen vor der nun verhüllten Gottesmutter stand und wollte sie umfassen. Aber Roswitha stieß ihn zum zweitenmal zurück und floh in die äußerste Ecke ihrer Kammer, und als er ihr, nun schon etwas ungeduldig, gröblich an den Leib rücken wollte, setzte sie sich mit Faustschlägen und verzweifelten Stößen zur Wehre, so daß Alberico Benzi ihrer nicht Herr zu werden vermochte. Zuletzt gelang es ihr, ihn so heftig von sich abschütteln, daß er hinfiel und mit der Stirne auf eine Kante des Ruhebettes aufschlug.

Er erhob sich und stand vor ihr, keuchend, mit blutunterlaufenen Augen und einer rasch aufgeschwollenen Beule auf der Stirne, ohne eine Erneuerung seines Angriffes zu wagen. Aber Alberico Benzi war ein viel zu guter Kaufmann, um eine bereits bezahlte Ware nicht mit allen

Mitteln für sich einzuholen, denn das war Kaufmannsrecht und oberstes Gesetz in aller Welt. So wandte er sich also kurz und verließ die Kammer, um sich sein Recht zu verschaffen.

In der Halle war das Gelage schon zu tosendem Lärm geworden und, während schon einige der Gäste unter den Insassinnen des Frauenhauses ihre Wahl getroffen und sich mit ihnen zurückgezogen hatten, beliebten die anderen ein scharfes Zechen, wobei ihnen die Barbara ein sehenswertes Schauspiel gab; sie war auf den Tisch gesprungen und tanzte zum Schall der Musik einen Hoppeldei, wie er in der Gegend von Augsburg auf den bäuerlichen Kirmessen geübt wurde.

Alberico Benzi trat wutentbrannt zu Barbiano und, während aller Aufmerksamkeit der tanzenden Schwäbin zugewendet war, beschwerte er sich bei ihm über den wilden Widerstand der Königin, nicht anders, als er einen säumigen Schuldner bei den Gerichten einzuklagen pflegte.

Der Kriegsmann maß ihn spöttisch von oben bis unten, wobei er den Blick längere Zeit auf

der rot aufgelaufenen Beule verweilen ließ, und winkte dann Luigi herbei.

„Es ist Eure Pflicht, Messer Luigi," sprach er, „Ordnung zu machen. Die Königin kennt die Regeln dieses Hauses nicht und hat wohl vergessen, was ich ihr bei ihrem Eintritt gesagt habe. Bringt ihr dies in Erinnerung, Messer Luigi, und wo das Wort nicht hinreicht, dorthin reicht der Stock."

Der Henker verneigte sich, holte seinen Stock und trat in die Kammer, wo er die Frau weinend über das Ruhebett hingeworfen fand. Er stand erst eine Weile an der Türe mit hochklopfendem Herzen und einem Zittern im ganzen Körper, und der Stock in seiner Hand war wie glühendes Eisen. Dann schritt er auf die schluchzende Frau zu und rührte sie an der Schulter: „Ihr müßt Euch drein ergeben, edle Frau," sagte er, „Euer Unheil hat es gewollt, daß Ihr den Feinden Eures Gatten in die Hand gefallen seid, und da gibt es kein Erbarmen. Eher werden Steine Tränen vergießen oder Ströme bergan fließen, als Ihr Euer Geschick wendet.

Ich soll Euch zwingen, aber ich will nichts anderes, als Euch bitten, nicht noch Schlimmeres auf Euch herabzurufen."

Aber die Frau schüttelte den in ihr aufgelöstes Haar gehüllten Kopf mit deutlicher Gebärde: was könne noch Schlimmeres über sie kommen.

Da wurde der Henker noch dringender und sprach ihr zu mit hastigen überstürzten Worten, voll Angst um sie und vor sich selbst, denn er fühlte jenes Schreckliche in seiner Seele erwachen, jene selbstzerfleischende, mörderische Gewalt, der er erlag, wenn man etwas von ihm forderte, dem seine Kraft nicht gewachsen war.

Mit aller schmerzlichen Verzweiflung redete er auf Roswitha ein, beschwor sie, wie wenn es um sein eigenes Leben ginge, ohne etwas anderes von ihr zu erreichen, als jenes stumme Kopfschütteln und ein Einwühlen des ganzen Körpers in die Kissen und Decken des Ruhebettes. Er faßte sein Opfer an den Schultern und rüttelte es, schrie dicht an seinem Ohr und versuchte endlich, es gewaltsam loszureißen, aber

Roswitha klammerte sich nur noch fester an. Durch den Lärm in der Halle glaubte er jetzt Francesco de Barbianos befehlende Stimme zu hören, mit jenem harten Klang, der für ihn die schmachvollste Strafe anzukündigen schien und zugleich das Geschick dieser Frau irgendwie bedrohte. Er wußte, daß der unerbittliche Sieger nicht zögern würde, die Folter anzuwenden, wenn es nicht gelang, die Königin gefügig zu machen, und da stieg ihm aus seiner eigenen Schwäche und Unfähigkeit der Rausch blinden und maßlosen Hasses, jene wilde Betäubung, in die er sich stürzen mußte, wenn er seines Amtes walten wollte. Und plötzlich hob er den Stock und ließ ihn auf die Schultern der Daliegenden niedersausen, schlug noch einmal und noch einmal, und als die roten Striemen auf dem zarten Nacken sichtbar wurden, da schlug er weiter zu, ohne Wahl, wohin er traf, und schlug und spürte jeden Schlag als glühenden Schmerz auf seinem eigenen Körper.

Auf dem weißen Untergewand Roswithas erschien ein roter Fleck, der rasch nach allen

Seiten um sich griff und der eine Stimme hatte und schrie, und vor dessen Schreien Luigi zu sich kam und taumelnd zurückwich, bis an die Wand bei dem Muttergottesbild. Mit beiden Händen, denen der Stock entfallen war, tastete er hinter sich, während er stieren Auges auf die Königin schaute, auf deren Rücken der rote Fleck langsam auseinander rann. Er bekam den Zipfel eines Tuches zu fassen, das ihm in den tappenden, krampfhaft zitternden Fingern blieb und herabglitt. Da wandte er sich um und sah in das traurige, fassungslose Gesicht der hölzernen Gottesmutter, und da warf er stöhnend das Tuch wieder über die Statue und wankte aus der Kammer wie ein Mörder nach seiner schreckensvollsten Tat.

Herr Alberico Benzi aber, der draußen sein Erscheinen abgewartet hatte, schritt mit einem zufriedenen Lächeln an ihm vorüber, trat in die Kammer und verriegelte ihre Türe hinter sich.

Die Gefangennahme der Königin Margarete brachte der Kriegskasse der Stadt Brescia reichen Gewinn.

Es verging kein Tag, an dem ihr nicht tausend Dinare zuwuchsen, denn es war unter den reichen Brescianern zur Forderung des guten Tones geworden, mindestens einmal zu ihrem Wachsen beizutragen, und Francesco de Barbiano konnte bald daran denken, ein neues Fähnlein von Soldknechten anzuwerben, die eben von Venedig abgelohnt und frei geworden waren. Mit den neuen Truppen konnte er seine kriegerischen Unternehmungen mit mehr Nachdruck durchführen und dem König Heinrich, der auf die Nachricht von der Gefangennahme seiner Gemahlin auf Brescia losrückte, ernstliche Hindernisse bereiten.

Das Volk, dem es nicht vergönnt war, den hohen Preis für die Gunst der Königin erlegen zu können, begnügte sich mit den Gerüchten über

die Schönheit der Gefangenen und ihre stille Verzweiflung, gewann daraus seine Triumphgefühle und hatte zugleich sein Vergnügen an den Zwistigkeiten, die nach und nach als Folge der patriotischen Opfer der reichen Brescianer in fast allen vornehmen Familien der Stadt entstanden waren.

Auch Alessandro Scala hatte sich schon einige Male den Zutritt zu Roswitha erkauft, aber er begehrte nichts von ihr, sondern saß in ihrer Kammer, fast ebenso traurig wie die Gefangene selbst und versuchte sie mit freundlichen Worten aufzurichten, hoffnungslos wie sie und innerlich überzeugt, daß es nichts gab, was ihr einen Trost gewähren könne. Bei seinem ersten Besuch hatte ihn Roswitha mißtrauisch und angstvoll angesehen, als müsse sie von ihm einer ganz besonderen Grausamkeit und Hinterlist gewärtig sein, da er mit so guten Augen in sie zu dringen suchte und sich ihr nur mit solcher Ehrerbietung nahte, als habe sie wirklich eine königliche Krone und nicht den Strohkranz auf dem Haupte. Sie war darauf gefaßt, ihn plötzlich

die freundliche Larve abwerfen zu sehen und von ihm angefallen zu werden, mit derselben Wildheit des Tieres, das sie nun schon in den Männern kennen gelernt hatte.

Aber als er bei seinem ernsten, gemessenen und verzichtenden Wesen verblieb, als sie in seinen Mienen und Worten die redliche Betrübnis merkte, da begann sie ihm zu vertrauen und ihn als Freund anzusehen, da gab sie ihm aus ihrer Seelenverlorenheit ein unsäglich trauriges Lächeln, von dem Alessandro fast noch mehr ergriffen wurde, als von ihrem stumpfen, brütenden Schweigen oder ihrem verzweifelten Weinen. Es war mit diesem jungen Mann, der früher keineswegs zu den Zaghaften und Bedenklichen gehört, sondern mit der brescianer Jugend lustig darauf los gelebt hatte, eine seltsame Wandlung vorgegangen; eine Wandlung ins Ernsthafte, ja fast ins Kopfhängerische, die allen seinen früheren, nun ganz vernachlässigten Freunden Anlaß zum Spott gab und zu dem Gerede, daß seine Bemühungen um die schöne, junge Frau des Marco Cavaletto, die früher

von gutem Erfolg begleitet schienen, nun irgendwie ins Stocken geraten seien.

Alessandro Scala ließ sie reden und verschloß seine schmerzliche Liebe selbst gegen den Vertrautesten unter seinen Freunden im Herzen und verriet mit keinem Wort die wahre Ursache seines veränderten Gebarens. Diese Liebe war wie eine böse Wunde, der das Blut noch immer entströmt, alles mit ihrer Qual überflutend, daß sich die Gedanken verwirrten und der Geist zusammenzubrechen drohte. Alessandro wußte, daß sein ganzes Sein von dieser Liebe bedroht war, denn wie sollte er dieser Frau, einer Königin in äußerster Schmach, deren Liebe an einem ritterlichen Gemahl hing, in ihrem Unglück mit einem solchen Geständnis nahen. Er sah in schweren Träumen den Verlauf eines solchen Auftrittes, ihr entsetztes Staunen, ihr Abwenden und das Erlöschen des schwachen Lächelns auf ihrem blassen, verweinten Gesicht. Manchmal wünschte er, sie wäre eine Dirne von der Straße, ein fahrendes Weib, eine wie die anderen, dann hätte er jubelnd

die Gewißheit seines Weges gehabt. Denn es gab ein altes Gesetz in Brescia, nach welchem es keiner gemeinen Frau versagt werden durfte, das Frauenhaus zu verlassen, wenn sich ein Bürger der Stadt fand, der sie zu seiner Ehegattin machen wollte. Aber dieser Weg zur Rettung war versperrt, und nur in den Stunden äußerster Qual schien es Alessandro, als könne das Wunder geschehen, daß er für ihn gangbar würde.

Noch eine andere Möglichkeit schimmerte ihm bisweilen vor, ein starker, wagemutiger Gedanke, der Gedanke an die Flucht und, um für diese Möglichkeit gerüstet zu sein und auch aus dem Grunde, um sich jederzeit Zutritt zur Königin verschaffen zu können, verkaufte Alessandro sein Landgut, auf das dessen Nachbar schon längst geboten hatte, zu einem guten Preis.

Es war aber einer, der Alessandros häufiges Kommen mit einem Mißtrauen zu betrachten begann, und das war Messer Luigi. Seit jenem schrecklichen Abend, an dem sein Stock den Widerstand der Königin gebrochen hatte, umschlich er

sie mit hündischer Scheu, bemüht, einen Blick von ihr zu erhaschen, und zugleich nicht wagend, ihr seine Gegenwart irgendwie aufdringlich zu machen. Roswitha aber, die in ihm nur den rohen Henker sah, dessen Schläge ihren Leib zerfleischt hatten, verabscheute ihn so sehr, daß sie ihn niemals ansah und niemals das Wort an ihn richtete. Da gewann seine Leidenschaft die Tücke eines Wolfes und, angestachelt von dem Verdacht der Barbara Ehingerin, begann er sie zu belauern, in der Hoffnung, vielleicht durch Aufdeckung ihres Geheimnisses Gewalt über sie zu erlangen.

Seiner Aufmerksamkeit entging nicht, daß Alessandro Scala die Gefangene mit anderen Augen ansah, als die übrigen Männer von Brescia, daß er so seltsam kam und so seltsam ging, als handle es sich um einen Gottesdienst und nicht um sündhafte Lust. Und mit dem Scharfsinn seiner Leidenschaft glaubte er zu erkennen, daß dieser Jüngling der Gefährlichste von allen Besuchern der Königin war und daß er vielleicht irgendwie darauf aus war, sie ihm

zu entreißen. Alles das, dieses noch eingedämmte Schäumen seiner Gefühle und Wünsche, diese mühsam gebändigte, ungestillte Leidenschaft machten ihn zu einem mürrischen, grausamen und launenhaften Herrn, der nun kleine, sonst ungeahndet durchgelassene Fehler hart strafte und seinen Frauen zum Schrecken wurde.

Es kam aber einmal, ganz plötzlich, wie in treibende Nebel ein Windstoß fährt und ein Stück blauen Himmel zeigt, eine Stunde, in der er sich sah, sein besseres Ich erblickte und vor sich selbst erschrak, eine jener Stunden, die wie Gottesfinger sind, weisend und warnend. Und in dieser Stunde erkannte er, daß die Leidenschaft so wild und mächtig geworden war, daß er einen Schutz gegen sie suchen mußte, wenn er sich selbst behaupten wollte. Und er sann darauf, sich irgendwie Schranken setzen zu lassen, die zu öffnen nicht in seinem Belieben stünde.

Als daher Francesco de Barbiano das nächstemal in das Frauenhaus kam, um die eingelaufenen Kriegskassengelder abzuholen, trat ihm Meister Luigi in den Weg, mit irgend

einem belanglosen Fragen und stotternden Herumreden und hielt Barbiano so lange auf, bis dieser unwirsch und angewidert ihn anfuhr, was er eigentlich wolle.

Da holperte Luigi zaghaft damit hervor, ob denn die Bestimmung des Satzes von tausend Dinaren auch für ihn Geltung habe. Nun erhoffte er sich im Stillen als Antwort ein wütendes Auffahren, ein heftiges Schreien und Verweisen seiner Frechheit, daß er, der Henker, Gleiches zu begehren wage, was nur den Edelsten und Reichsten der Stadt Brescia vorbehalten sei.

Aber Francesco de Barbiano fuhr gar nicht auf, blickte Luigi eine Weile nachdenklich an und sagte dann, indem ein böses Lächeln auf seine Lippen trat: „Ah, Messer Luigi, gefällt sie Euch, die blasse Königin? Nun — ich verstehe Eure Frage nicht! Was wollt Ihr denn, seid Ihr nicht Herr über alle Frauen dieses Hauses? Nehmt Euch Euer gutes Recht, Messer Luigi, ohne zu fragen, vor Euch sind alle Frauen gleich und gibt es keine Begrenzung."

So versank Luigis Hoffnung, durch ein Verbot seinem Begehren Einhalt getan zu sehen, aus der Empörung des Barbiano die Kraft zum Widerstand zu gewinnen. Er wußte ganz gut, daß dieser grausame Kriegsmann bei seiner Antwort nur von dem Gedanken geleitet war, die Schmach der Königin bis in die abscheulichsten Tiefen zu erfüllen, indem er sie dem Henker auslieferte, damit sie genau so wäre, wie diese Dirnen, die er alle durch seine Umarmung beflecken konnte, wenn es ihm gelüstete. Aber obzwar er dies wußte und obzwar er sich vorhielt, daß er schon durch seine Wünsche ein Verbrechen beging, trieb er, sobald er auf sich selbst gestellt war, wieder wie vorhin auf dem brandenden Meer seiner Leidenschaft.

Eines Tages wußte er Roswitha allein in ihrer Kammer und da war es, als packe ihn eine Faust im Nacken und stoße ihn zu ihr hinein.

Roswitha saß auf ihrem Ruhebett und starrte mit großen, tränenleeren Augen auf die hölzerne Gottesmutter an der Wand; bei Luigis Eintreten richtete sie langsam und sehr erstaunt

den Blick auf ihn, denn seit jenem Festabend hatte er ihre Kammer gemieden. Das wilde Blut in Luigi war aber so mächtig, daß dieser Blick keine Wehr war, sondern fast noch ein Ansporn in seinem Beginnen. Als ihn Roswitha mit ausgebreiteten Armen in schrecklicher Entschlossenheit auf sich zukommen sah, sprang sie auf und floh wie damals vor Alberico Benzi in die äußerste Ecke ihres Gemaches und stand bebend, ein Bild des Entsetzens.

„Ihr dürft Euch nicht weigern," keuchte Luigi, „fragt Francesco de Barbiano . . . ich bin in meinem Rechte . . ."

Aber Roswitha sprach mit einer zitternden, wie in sich zusammengesunkenen Stimme: „Wollt Ihr mich wieder schlagen, Herr . . .?"

Da fühlte Luigi einen jähen Stich durch Hirn und Herz, es war ihm, als taumele er auf einen Abgrund zu, der sich mit einemmal zwischen ihm und der Königin aufgerissen hatte, und er floh, von Angst gehetzt, wie durch Nebel der Türe zu.

Tagelang lag die Scham wie ein Berg auf

ihm, daß er zwischen den vier Wänden des Frauenhauses zu ersticken glaubte. Aber kaum hob sich diese Last ein wenig, so war auch sein wirres, irrsinniges Wünschen wieder da, das ihn umhertrieb, seine Nächte schlaflos und seine Tage zu einer Kette eng verflochtener Qualen machte. Der Betrieb des Frauenhauses hatte einen großen Aufschwung genommen, denn es waren Zeiten der Gefahr, in denen sich der Durst des Lebens unauslöschlich in den Menschen zeigte; trotz aller Schlauheit und Verwegenheit der Streifzüge Barbianos rückte König Heinrich immer näher auf Brescia heran, und da der Tod schon draußen durch die Felder strich, wollten die Männer noch dem Leben entreißen, was es an Köstlichkeiten barg. Man hatte erfahren, daß König Heinrich in seinem durch die Schmach zur Raserei gesteigerten Haß, die gefangenen Brescianer nicht in Haft setzte, wie es Kriegsbrauch war, sondern töten ließ, nachdem sie vorher entmannt worden waren. So wollte, wer nur irgend vermochte, bevor er in den Kampf auszog, für seinen möglichen Tod

die gewisse Rache im vorhinein nehmen. Und weil Barbiano die ganze waffenfähige Mannschaft der Stadt zum Kriegsdienst hatte einziehen müssen, und weil es viele gab, die, um jene tausend Dinare erlegen zu können, Stücke ihrer sonst sorglich gehüteten Habe verkauften, so war Roswithas Leib in diesen Tagen viel begehrt.

Gäste kamen und gingen und Luigi folgte jedem Besucher mit wilden Blicken, wie ein bissiger Hund, der an der Kette liegt, vor allem aber jenem Alessandro Scala, der jetzt noch öfter kam als sonst.

Die schöne Schwäbin betrachtete die Aufführung Luigis mit Unruhe und kaum verhehltem Zorn, denn es bestand für sie kein Zweifel, daß der Henker ganz und gar von leidenschaftlicher Gier nach dem Besitz der Königin erfüllt sei, aber dennoch irrte ihr weibliches Empfinden auf seinem Wege zu den Wurzeln von Luigis Gefühl. Sie nahm an, und je länger sie nachdachte, desto mehr bestärkte sie sich darin, daß nicht allein Luigis Sinne ihn zu der Ge-

fangenen trieben, sondern fast ebensosehr, wenn nicht noch mehr der Ehrgeiz, eine Königin hinnehmen zu dürfen, oder vielleicht der Haß, der ihn anspornte, in ihr die Welt zu vernichten, die ihn bespie und ausgestoßen hatte. Wenn sie jenen dunkeln, vertraulichen Stunden nachsann, in denen ihr Luigi von seinen Kindertagen erzählt hatte, so erschien ihr diese Erklärung als die einzig richtige, und schließlich war sie in diesem Gedanken so festgerannt, daß sie ihren Plan darauf baute.

Es galt nur, ihren Verdacht zu beweisen, daß die Gefangene nicht die Königin war, und Luigis Leidenschaft mußte ausgehen, wie ein Feuer erlischt, wenn es nicht gespeist wird. So trieb sie ihn also mit immer erneuerten Erzählungen und durch Anführung von verdächtigen Umständen an, nachzuforschen, und Luigi ließ sich gern antreiben, in dem dunkeln Gefühl, so irgendwie seinem Ziele näher zu kommen.

An einem Sonntag vormittag war das ganze Haus so von Sonne erfüllt und überall mit Gold ausgeschlagen, daß die Lautenspielerin Simonetta mit einem Liedchen auf den Lippen von einem Fenster zum anderen ging und alle öffnete, daß die frische Morgenluft hereindrang und zugleich, wie mit ihr vermischt, der Schall der Glocken, die den Sonntag ausriefen. Alles Trübe und Schmutzige war wie weggewischt, alle Laster und Leidenschaften vergessen, und auf den Gesichtern aller Frauen lag ein sanfter Glanz, eine stille Kindlichkeit, als hätten sie eben, schuldlos und unerfahren, den ersten Schritt in die blanke Welt getan.

Während aber alle anderen leichter atmeten und sich menschlich zueinander neigten, war diese sommerliche Heiterkeit für Roswitha wie eine schwarze Wand; und sie fühlte sich mit ihrer Schmach so furchtbar allein, so von der Welt,

in der sie sonst nichts als Lachen und Liebe gekannt hatte, ausgeschlossen, daß sie in ein dumpfes Stöhnen ausbrach. Sie hielt es in ihrer Kammer, in die sie sich vor dem Sonnenschein und Glockenklang geflüchtet hatte, nicht länger aus und stieg in das zweite Geschoß, wo die Königin mit ihren Frauen beisammen saß.

Als sie eintrat, richteten sich die Blicke aller voll Mitleid auf sie, und die Königin Margarete erhob sich, ging ihr einige Schritte entgegen und küßte sie auf die Stirne. Da fühlte sich die Königin von Roswithas Armen so angstvoll umklammert und verspürte ein so heftiges Zittern des armen Leibes, daß sie sogleich erkannte, in welcher unseligen Qual der Verwirrung sich Roswitha befand. In solchen Augenblicken faßte die Königin immer ein unerträglicher Schmerz über die Grausamkeit eines Schicksales, das von Roswitha ein solches Opfer erpreßt und sie selbst gezwungen hatte, das Opfer anzunehmen. Manchmal war es der Königin dann, als wäre es edler und heldischer gewesen, hervorzutreten und sich zu der Täuschung zu

bekennen, aber dann kam es ihr in den Sinn, daß an ihrer Ehre auch die Ehre des Königs, ja sogar die einer ganzen Nation hing, und daß mit Roswitha zwar die edelste, beste und reinste Frau, aber doch nur e i n e Frau, mit ihr aber alle deutschen Frauen und Mädchen geschändet wurden.

Solche Gedanken und Schmerzen brannten auf ihrer Seele, als sie nun, die Arme sanft um Roswitha gelegt, mit ihr zu ihrem Stuhl hinschritt.

Auf einen Wink des Fräuleins Johanna von Fürstenprugg erhoben sich Adelheid von Rheinfelden und Kunigund von Roggenbach und verließen sachte das Gemach, in dem Roswitha mit der Königin allein verblieb. Und als sich die Türe schloß, da sank auch Roswitha lautlos zu den Füßen der Königin, gleichsam als sei ihr durch den Abgang der Frauen aller Halt entzogen worden.

Mit tränenerfüllten Augen sah Margarete auf ihre treue Dienerin nieder, während sie die Hand auf ihrem Scheitel ruhen ließ: „Mut!"

flüsterte sie, „Mut! Deine Qual ist ihrem Ende nahe. Ich habe heute mit Godeschalk gesprochen. Er horcht unten bei den Knechten herum und erfährt manches, was uns Trost bringt. Nun, arme Roswitha, er hatte eine Nachricht für uns . . . der König ist nicht mehr weit; er umklammert Brescia von allen Seiten, er wird uns befreien."

Wenn die Königin gehofft hatte, durch diese Nachricht Roswitha zu erheben, vielleicht ein Lächeln von ihr zu erhalten, so wurde ihr nun eine Enttäuschung zuteil, denn Roswitha vergrub den Kopf nur noch tiefer in Margaretes Schoß und begann aus Abgründen des Schmerzes heraus zu schluchzen. Da sah die Königin, daß ihr Trost wie ein Stein in einen Brunnen gefallen war und erkannte mit Schrecken, daß dieses Leben daran war, sich selbst aufzugeben. Es bedurfte eines heftigen Anstoßes, einer Erschütterung, wie sie die Ärzte anwendeten, um Ohnmächtige wieder zu sich selbst zu bringen; und mit dem Mut eines Arztes, der zum ersten Male ein gefährliches Mittel gebraucht, in dem

Vernichtung oder Segen enthalten ist, sprach sie den Namen aus, der in diesem Haus noch nie genannt worden war: „Dein Verlobter wird dich retten und rächen. Herbolo von Polhaim . . .“

Da schrie Roswitha verzweifelt auf: „Ich werde sterben, wenn er mich zum erstenmal sieht. Sein Blick muß mir den Tod bringen . . .“ und leiser fuhr sie fort: „denn bin ich nicht geschändet? Was bin ich noch?“

Aber die Königin sagte mit einer klaren, ruhigen Stimme, die priesterlich und ärztlich klang: „Nein, mein armes Kind . . . du bist nicht geschändet. Wenn du nicht adelig wärest durch Geburt und Sinn, so wärest du geadelt, weil du dich für deine Königin hingegeben hast.“

In diesem Augenblick fiel ein breiter Sonnenstreifen in das Gemach und der Klang der letzten rufenden Glocke schwebte auf dieser goldenen Brücke. Die Königin schaute erschreckt auf und sah, daß der Henker in der lautlos geöffneten Türe stand, und da schrie sie auf und starrte ihn mit wildem Entsetzen an.

Luigi überschaute mit einem Blick die

Gruppe der beiden Frauen und, selbst wenn er die letzten Worte der Königin nicht gehört hätte, so hätten ihm seine Augen die Wahrheit gesagt. Die Art, wie Roswitha an dem Stuhl der Königin hingesunken war, wie sie in die Falten des Kleides griff, wie sie den Kopf in den Schoß der Dasitzenden preßte, die weiche Milde, mit der diese die Hand auf dem Scheitel der Schluchzenden ruhen ließ, die tröstende und doch königliche Miene, von der er beim Öffnen der Türe noch etwas gesehen hatte, wies deutlicher als alles das wahre Verhältnis der beiden Frauen. Hier lag die Dienerin zu Füßen der Herrin.

Nicht lange verweilte Luigi in der Türe, nur eben so lange, um sich dieses Bild, das von einem aufsteigenden, heißen Triumphgefühl umbraust war, einzuprägen, dann zog er sich langsam zurück, ehe noch Roswitha den Kopf erhoben hatte.

Aus dem Körper der Königin wich alle Kraft und fast lallend murmelte sie vor sich hin: „Ich . . . bin verloren . . . er hat uns gesehen . . . Luigi hat uns gesehen . . .“ —

Am späten Abend dieses Tages, als der letzte Gast das Frauenhaus verlassen hatte, kam der Henker in Roswithas Kammer und mit einem mühsam errafften spöttischen Lächeln, das seiner Erregung schlecht gelang, sagte er: „Ihr seid also nicht die Königin! Wer seid Ihr denn, schöne Frau? Ich muß annehmen, daß Ihr Roswitha von Hochhaim seid, da sich die Königin Margarete für dieses Fräulein ausgegeben hat."

Roswitha aber stand wie ein erzenes Bild und antwortete mit einer dunkeln Stimme: „Ihr träumt, Meister Luigi ... Ihr könnt mich beugen, Ihr könnt mich vernichten, aber Ihr könnt mir nicht nehmen, daß ich Heinrichs Gemahlin bin." Sie sagte das mit allem Nachdruck, denn nun ging es darum, daß das fürchterlichste Opfer nicht nutzlos gewesen war, und Roswitha war entschlossen, selbst auf der Folter zu behaupten, daß sie die Königin sei.

Meister Luigi nahm seinen Blick von ihrem Gesicht fort und senkte ihn auf ihre Hände, denn so konnte er besser standhalten: „Ich habe geträumt, meint Ihr? Ihr wollt sagen, ich habe

Dinge gehört und gesehen, die nicht sind. O, ich bin ein Träumer, es ist wahr; aber seltsam genug, es ist noch jemand da, der dasselbe sagt wie ich. Noch jemand in diesem Haus behauptet, daß Ihr nicht die Königin seid. Ich habe einen Zeugen, der Euch sagen wird, daß er die Königin in Aachen gesehen hat. Bei solcher Zeugenschaft wird jeder Richter meinen Träumen Glauben schenken."

Das war ein schwerer Schlag, aber seltsamerweise brach Roswitha nicht unter ihm zusammen, sondern hielt ihm stand und, indem sie sich noch höher reckte und ihr Auge wie in beleidigter Majestät zornig strahlte, sagte sie kühn: „Den Zeugen möchte ich sehen, der solche Dinge mir ins Gesicht zu behaupten wagt. Stellt mir ihn entgegen, daß ich seiner Frechheit begegnen kann."

„Gemach," antwortete Luigi höhnisch, „geduldet Euch ein wenig, schönes Fräulein! Ihr sollt Gelegenheit dazu bekommen, und Herr Francesco de Barbiano wird entscheiden, ob dem Zeugen und mir zu glauben ist oder Euch."

Da erschrak Roswitha bis in die Seele, denn, wenn sie unter den Menschen, von denen sie sich wie von einem Reigen gespenstischer Fratzen umgeben fühlte, Umschau hielt, so war keiner, vor dem sie ein solches Grauen hatte, wie Barbiano. In dem grenzenlosen Ekel vor sich selbst und ihrem Schicksal war dieser Name das einzige, was sie noch zu erschrecken vermochte. Sie hauchte ihn angstvoll vor sich hin und Luigi sah mit Befriedigung die Wirkung seiner Drohung.

„Ja gewiß," fuhr er fort, „Barbiano, dessen Gefangene Ihr seid, hat darüber zu entscheiden, wen er für die Königin halten will. Und er wird nicht zögern, die Wahrheit an den Tag zu bringen, wenn es sein muß, durch die Folterung des Marschalls und der Frauen."

In die Starrheit Roswithas kam eine Bewegung, als griffe ein eben sich erhebender leiser Wind in einen Baum, daß er sich rührt und das Reich der Ruhe verläßt.

Luigi aber, dem nichts entging, schonte Roswitha nicht: „Und selbst, wenn die Folter versagen sollte und Euere Hartnäckigkeit größer ist

als die Qual, so gibt es noch immer ein Mittel, um sicher zu gehen und die Königin nicht zu verfehlen."

Weit vorgebeugt, wie im Begriff zu stürzen, sah Roswitha ihren Peiniger an und fing gleichsam seine Worte auf halbem Wege auf.

„Es ist einfach genug und ich brauche es Barbiano nicht einmal anzugeben, er wird es ganz von selber finden. Es besteht darin, jenes angebliche Fräulein Roswitha von Hochhaim ebenso preiszugeben wie Euch, dann sind wir doch sicher, daß uns die richtige Königin keinesfalls entgangen ist."

Roswitha sagte kein Wort, nur ein Stöhnen füllte ihre Brust und quoll schmerzhaft über ihre Lippen, das rote Licht neben der verhüllten Madonna breitete sich durch das ganze Gemach aus wie eine steigende, blutige Flut, in der alle Gegenstände schwammen. Von einer kreisenden Bewegung ergriffen, fühlte sich Roswitha neben dem Ruhebett hingeworfen. Sie hatte nur einen Gedanken: Versinken! Sterben! Nie mehr die Augen aufschlagen müssen! Die ganze Welt

von sich abtun, wie ein beflecktes, schmutziges Gewand!

Da hörte sie wieder wie damals Luigis Stimme an ihrem Ohr, eine leidenschaftliche, gedämpfte, stockende Stimme: „Noch weiß Barbiano nichts! Und er wird niemals etwas erfahren — wenn Ihr wollt! Ich werde schweigen und mein Zeuge wird stumm bleiben — wenn Ihr wollt!“

Und dann, nach einer Pause, die für Roswitha nichts anderes war, als ein ungeheueres, verworrenes Getöse, kam die Stimme wieder: „Ihr kennt den Preis!“

Sie fühlte sich auf einer schiefen Ebene hinabgleiten, immer rascher, in eine wüste Dunkelheit, zwei schmerzhaft pressende Arme waren da .... ein suchender Mund ...

Die Stunde der Erfüllung hob Luigi aus dem Bereich seiner wütenden Leidenschaft, aber nur, um ihn in einen anderen Abgrund zu stürzen. Das Rauschen und Brausen war aus seinem Blut gewichen, aber etwas anderes war dafür in seiner Seele, ein unablässiges Bohren und Nagen, wie von scharfen Zähnen, das körperlich tief innen in seinem Leib fühlbar war. Er hatte nicht das Glück der Befreiung gewonnen, sondern nur eine noch ärgere Qual, in der er sich vergebens wand. Was sich Luigi, inmitten der Verachtung der Menschen, an Selbstachtung bewahrt hatte, war mit dieser Stunde dahin, die innere Form seiner Persönlichkeit war wie von wuchtigen Hämmern zerschlagen und er haßte und verachtete sich selbst mit einem Gefühl der Hoffnungslosigkeit, je wieder seinem Leben einen Wert gewinnen zu können.

Tag und Nacht sah er zwei starre, blicklose Augen vor sich, in denen aller Schmerz der

Welt zu liegen schien, Augen wie ein verzweifeltes Stöhnen, das über alles Verwünschen hinaus ist. An diesen Augen war er zum Verbrecher geworden, wie einer, der den gräßlichsten Mord begangen hat, er hatte die teuflische Schändlichkeit Barbianos erst vollendet, jetzt erst war er ein Verlorener, den keine Gnade erheben kann. Es trieb ihn rastlos im ganzen Haus herum, zog ihn in Roswithas Nähe, riß ihn wieder von ihr fort und oft stieg er nachts die Treppe herab, um, auf der Schwelle ihrer Kammer hingekauert, auf einen Laut von ihr zu lauschen, auf ein Atmen oder das leise Raunen ihres Gebetes.

Aber Roswitha betete nicht mehr, sie stand stumpf und gleichgültig mitten in ihrem Geschick und hatte kein Weinen, keine Klage, keinen Wunsch nach Trost. Ihr Gesicht war maskenhaft starr geworden, als seien alle Gefühle gestorben. Diese schreckensvolle Veränderung erkannte Luigi als sein Werk, und inmitten seiner Hoffnungslosigkeit kam ihm ein undeutlicher und verworrener Gedanke, daß er irgendwie sühnen

müsse, daß es für ihn doch noch eine Möglichkeit geben müsse, von seinem Verbrechen etwas abzutragen. Es sprach eine dunkle Stimme wie aus den Schleiern der Zukunft, daß sein Schicksal irgendwie an das dieser unglücklichen Frau gebunden war, daß es irgendein Gemeinsames gab, in dem er sich ihr wieder nähern durfte.

Einmal aber, in einer qualvoll schlaflosen Nacht überfiel ihn eine plötzliche Angst. Da sah er auf einmal mit aller Deutlichkeit, daß Roswitha zum Sterben bereit war, daß sie nur darauf wartete, bis sich ihr eine Türe aus dem Leben öffnete, um ohne Zögern langsam hinauszutreten. Und diese Angst jagte ihn von seinem Lager, denn wenn Roswitha ging, so war ihm alle Möglichkeit genommen, ihr irgendwo noch ein Gutes und Liebes zu tun, an dem sie sein besseres Ich erkennen konnte. So hing also sein Leben an dem ihren, in einer starken Glut, und sein Sinn war an eine teuflische Macht verloren, wenn er ihr nichts von dem geben konnte, was an Zärtlichkeit, Reue und verzweifeltem Werben um ihre Seele in ihm

lag. In seiner Angst lief Luigi wieder in die Halle hinab und lag die Nacht hindurch vor ihrer Tür, um sie zu behüten, wenn der Tod bei ihr eintreten wollte. Mit dem Morgen kam er in Roswithas Kammer und begann ohne Verzug ganz aus seinen Gedanken und Ängsten heraus: „Ihr dürft nicht fortgehen, Roswitha, Ihr dürft nicht fliehen, Ihr dürft Euch nicht töten, Ihr müßt bleiben. Hört Ihr, Roswitha, Ihr dürft Euch nicht töten."

Da trat Leben in das starre Gesicht, als sei durch diese Worte erst ein Gedanke hinter der bleichen Stirne geweckt worden, und die Hand machte eine unbewußte Bewegung, als wollte Roswitha sagen: Wie kannst du mich hindern, wenn ich dies wollte.

Aber Luigi war im Besitz eines Mittels und er bedachte sich nicht einen Augenblick, es anzuwenden: „Ihr kennt mich nicht, Roswitha, Ihr dürft mich nicht für ein Tier halten. Ich ertrage das nicht. Und Ihr dürft Euch nicht töten. Wenn Ihr flieht oder Euch tötet — ich schwöre es Euch beim Heil meiner Seele, daß

ich dann Barbiano sage, wer die Königin ist. Bedenkt das wohl!"

Roswitha schüttelte den Kopf und die Maskenstarre bemächtigte sich wieder ihres Gesichtes.

Luigi aber fuhr in seiner reuevollen Zerrissenheit fort: „Ihr dürft Euch nicht töten, hört Ihr, Roswitha . . . denn ich . . . ich liebe Euch!"

Da hob Roswitha den Arm und wies nach der Türe: „Geht! Ich will Euch nicht sehen! Euer Gesicht ist nicht eines Menschen Gesicht!" –

Es begab sich aber, daß über die Wache, die unten im Flur des Frauenhauses Quartier hatte und die zum Viertel Madonna del Carmine gehörte, ein neuer Hauptmann gesetzt wurde, der, wie üblich, seine Mannschaften beim Antritt seines Kommandos bewirtete. Da die Leute ihren Posten im Flur des Frauenhauses nicht verlassen durften und also an dem allgemeinen Mahle nicht teilnehmen konnten, so wurden ihnen die Schüsseln mit gebratenem Fleisch und etliche Krüge mit Wein ins Haus gebracht und wohl, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, etwas reichlicher bemessen, als nötig war.

Die braven Kriegsknechte wollten ihrem neuen Hauptmann alle Ehre antun und aßen und tranken darauf los, bis nichts mehr übrig war. So kam es, daß ihre Wachsamkeit nachließ und sie in ihrer guten Laune über ein beständiges Umarmen und gröhlendes Singen alles andere vergaßen.

Das war die Gelegenheit, auf die Godeschalk von Endingen schon längst gewartet hatte. Während seine Wächter, nun schon einmal durch das Trinken außer Rand und Band geraten, noch auf eigene Kosten neuen Wein holen ließen, raffte der Alte seine Habseligkeiten zusammen, so weit sie einem Flüchtenden von Nutzen und nicht hinderlich sein konnten. Von der Königin, der sein Plan schon lange bekannt war und von der er einen Brief an den König unter dem Wams trug, brauchte er nicht Abschied zu nehmen, aber noch etwas anderes war zu tun, das Schwerste, das ein an schweren Dingen reiches Leben bisher über Godeschalk gebracht hatte, eine eiserne, unerbittliche Mannespflicht, der gehorcht werden mußte. Unbeachtet von den lär-

menden Kriegsknechten gelang es dem Alten, ein an der Wand hängendes Dolchmesser zu stehlen, es zu verbergen und über die Treppe in die Halle des ersten Geschosses zu schleichen.

Nicht bei seinem ersten Waffengang und nicht damals, als er bei Eisgang über die berstende, dröhnende Winterdecke des Rheines geritten war, hatte ihm das Herz so geklopft wie diesmal. Denn es ging um das Höchste, was es ihm nächst seiner Treue gegen König Heinrich und seine Gemahlin gab, um seine Freundschaft für Herbolo von Polhaim und seine Braut. Godeschalk war in den Wochen des Aufenthaltes in diesem Haus ein alter, kraftloser Mann geworden, im täglichen Anblick der Erniedrigung der lieblichsten Jungfrau hatte ihn eine Schwäche angegriffen, der er wieder nur durch einen in sich gekrampften Zorn und den Gedanken an dereinstige Rache Widerstand zu leisten vermochte. Aber nun in dieser Stunde des Abschieds fand er wieder die Kraft, der Braut seines Freundes zu gewähren, was er seiner Königin als Treuedienst hatte leisten wollen.

Behutsam um sich spähend, ging er durch die leere Halle und trat bei Roswitha ein. Sie saß auf einem Schemel, mit dem Rücken gegen die Türe, hatte die Hände um die heraufgezogenen Knie geschlungen und sah nach dem kleinen Fensterchen oben in der Wand, in dessen engem Rahmen ein einziges, wirr zerfasertes, von der Abendsonne rot bestrahltes Federwölkchen stand. Sie wandte den Kopf nicht, denn es war ihr gleichgültig, wer zu ihr eingetreten war.

Aus dem Flur kam das wilde, trunkene Getöse der Zechenden, ein Krachen von zerbrechenden Bänken oder Stühlen und dann ein brüllendes Lachen. Das drang so gewalttätig in die Stille dieser Kammer, wie eine Faust, die nach einem weißen Halse fährt. Da überkam Godeschalk in diesem Gegensatz und beim Anblick der regungslosen Frau ein so furchtbares Weh, als werde ihm erst jetzt die volle Erkenntnis ihres Unglücks und ihrer duldenden Tapferkeit.

Er trat vor und sagte leise: „Ich bin es, Roswitha . . . Godeschalk!"

Roswitha wandte den Kopf, sah den Alten

mit glanzlosen Augen an und nickte dann, wie in mühsamem Erinnern.

„Ich komme, um von Euch Abschied zu nehmen, Roswitha. Ich will versuchen zu fliehen. Der König rückt von Montechiaro heran und steht vielleicht schon jetzt nur wenige Stunden von der Stadt. Früher konnte ich nicht fort, ich wäre Barbianos Streifscharen sicher in die Hände gefallen. Jetzt aber hoffe ich den König zu erreichen. Ich will ihm die Nachricht bringen, daß man die Königin noch nicht angetastet hat, weil Ihr Euch für sie geopfert habt. Jede Stunde, die er nicht mehr in diesem Gedanken verbringen muß, ist ein Gewinn für sein Leben."

Da Roswitha nur den Kopf und nicht den Körper nach ihm gewendet hatte, war Godeschalk um sie herumgegangen und stand nun vor ihr, mit seinem Körper für die tief Sitzende das Fenster verdeckend. Roswitha aber sah wie vorhin hinauf, als erschaute sie durch ihn hindurch noch immer das zerfaserte, rosafarbene Federwölkchen. Dann sagte sie, und ihr roter Mund war wie eine Wunde: „Geht mit Gott!"

Godeschalk aber fuhr fort: „Habt Ihr keinen Auftrag für mich? Vielleicht . . . Eure letzten Grüße für Herbolo!"

Bei diesem Namen kam langsam, wie aus großen Tiefen aufsteigend, das Blut in Roswithas blasse Wangen und ein angstvolles Flackern in ihren leeren Blick. Sie streckte abwehrend die Hand vor und schüttelte den Kopf; aber Godeschalk sah, daß sie ihn nicht verstanden hatte und zog das Dolchmesser hervor.

„Nehmt," sagte er, indem er es ihr reichte, „nehmt das Messer. Ich kann es nicht ertragen, Euch so zu sehen, ich will Herbolo alles sagen... daß Ihr als eine Heilige gestorben seid."

Da war es, als sei eine große freudige Klarheit über Roswitha ergossen, sie erhob sich von ihrem Schemel und streckte den Arm langsam und schicksalhaft nach der entgegengehaltenen Waffe, wie nach der Erfüllung eines längst gehegten Wunsches. Aber auf halbem Wege hielt sie inne und jählings sank ihr Wesen wieder in Dunkelheit und Schmerz. Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Ich danke Euch, mein guter

Godeschalk . . . für Euere Liebe, die Ihr mir noch nie so sehr erwiesen habt, wie in dieser Stunde. Aber meine Schande ist stärker als der Tod. Nicht einmal er kann mich von ihr befreien."

Und als Godeschalk sie ansah, ohne zu begreifen, denn er wußte, daß es bei Herbolos Braut nicht Feigheit war, die sie so sprechen ließ, fuhr sie langsam und fast in singendem Tone fort: „Man weiß, daß ich nicht die Königin bin."

„Man weiß es? Wer weiß es?" stieß er unbedacht laut hervor.

„Messer Luigi weiß es und, wenn ich mich töte, so will er es Barbiano verraten, daß die Frau, die sich Roswitha von Hochhaim nennt, in Wahrheit die Königin ist. Ich muß es bis ans Ende tragen, was mir verhängt ist." Und dann lächelte sie mit verzogenem Mund dem Dolchmesser zu, das ihr Godeschalk, in Verwunderung erstarrt, noch immer hinhielt: „Vor zwei Tagen noch wäret Ihr zurecht gekommen . . . jetzt ist es zu spät."

In Godeschalks Kopf, in dem die Kunde der Waffen der Kunde der Seelen weit überlegen war, wogte ein gewaltiges Wirrsal unfaßbarer, wortunmächtiger Gedanken, von abgebrochenen Fragen und zaghaften Antworten.

Alles erschien ihm mit einemmal geheimnisvoll verwirrt und unlösbar. Da lag irgendwo eine lauernde böse Macht, die die Menschen erfaßte und sie zerfleischte. Und nun erwies sich, daß Godeschalk wirklich ein arger Heide war, denn er sagte sich, daß es kein Gott sein könne, der über eine Welt herrschte, in der solche Dinge zugelassen wurden, sondern daß nur der Teufel über sie Gewalt habe. Wortlos barg er das Dolchmesser wieder unter dem Wams und wandte sich der Türe zu. Als er sich vor dem Verlassen der Kammer noch einmal umsah, da saß Roswitha wieder wie vorhin auf dem Schemel, mit emporgezogenen Knien und schaute nach dem kleinen Fenster, dessen Ausschnitt jetzt von der sinkenden Asche der Dämmerung erfüllt war.

König Heinrich rückte mit seinem Heere endlich nach schweren Kämpfen und nach schwerem Ringen mit welschen Listen, denen sein gerader Sinn nicht gewachsen war, gleichzeitig von drei Seiten gegen Brescia.

Schon sah man von den Türmen des Kastells in der Nacht die Fackeln brennender Landgüter der Brescianer, und die Bauern der Umgebung flohen in hellen Haufen hinter die schützenden Stadtmauern. Die Scharen Francesco de Barbianos gaben ihre vorgeschobenen Posten auf und zogen sich langsam zurück, und mit ihnen kam auch Alessandro Scala, der in der letzten Zeit im Kriegsdienst fern gewesen war. Sein Denken war in diesen Tagen noch unsteter geworden als früher, denn es kämpfte in ihm so vielerlei gegeneinander, so daß ein unheilvoller Zwiespalt aufgerissen war. Er mußte als ein guter Brescianer, der seine Stadt liebte, wenn

er auch seine Mitbürger verabscheute, im Grunde wünschen, daß ihr der Sieg zuteil und Heinrich vor ihren Mauern vernichtet werde; dawider aber stand seine Liebe, das herrlichste und bitterste Erlebnis, aus dem in reiner Selbstlosigkeit wie ein Gebet die Hoffnung erwuchs, es werde dem König gelingen, seine Gemahlin zu befreien, eine Hoffnung, in der der unausdenkbare Schmerz inbegriffen war, die Gewißheit, daß ihm Margarete dann auf immer verloren war.

All das erschien ihm wie ein unlösbarer Knoten, den jeder Zug an einem Fadenende nur noch mehr verwirrte. Und dabei hatte er keinen Menschen, dem er von diesen Dingen sprechen durfte; denn die Königin durfte am allerwenigsten ahnen, von welchen Wünschen und Gedanken sie umsponnen war; seine Freunde hätten nicht gezögert, jeden Verdacht eines Verrates weiter zu verfolgen; und sich dem strengen Sinn seiner Mutter zu offenbaren, schien Alessandro ebenso unmöglich. Es war ihm, als habe noch niemals eine unglücklichere Liebes-

verwirrung auf dem Boden Italiens stattgefunden und alle Geschicke, die Dante in seinem großen Gedicht berichtete, seien nur Kinderspiel im Vergleiche zu dem seinen. Mit dieser trüben Last kehrte er heim und begegnete den Anforderungen des täglichen Lebens im Hause und im Waffendienst mit mürrischer Gleichgültigkeit, während er alle seine Zärtlichkeit zu der geliebten Frau trug, freilich ohne wie früher durch Anzeichen keimenden Vertrauens belohnt zu werden. Alessandro war entsetzt über die Verwandlung, die mit der Königin in der kurzen Zeit, die er sie nicht gesehen hatte, vorgegangen war. Ihre vormalige Trauer, diese qualvolle Scham war ein lichtvoller Zustand gewesen im Vergleich zu dem jetzigen, in dem sie wie hinter Schleiern stak oder wie unter einer deckenden Erdschichte, daß man kaum noch die Umrisse ihres Wesens wahrnahm. Er schöpfte den Verdacht, daß etwas Besonderes vorgegangen sein müsse und es trieb ihn an, nachzuforschen; dabei geschah es, daß ihn der Zufall mit seinen vorsichtigen Fragen gerade an jene führte, die

ihm einige Auskunft hätte geben können, an die Barbara Ehingerin.

Die Schwäbin besah sich ihn genau vom Kopf bis zu den Füßen, fand ihre frühere, nur durch seine Abwesenheit etwas verblaßte Vermutung bestätigt und beschloß sogleich, ihn gegebenen Falles als Schiebefigur in dem gewagten Spiel zu benützen, das sie um ihre bevorzugte Stellung als Geliebte Luigis durchzuführen entschlossen war. Denn trotz aller Künste war es ihr nicht gelungen, Luigi festzuhalten, ja er schien für sie nichts anderes zu empfinden, als Ekel und Abscheu, und daran war gar nichts dadurch geändert, daß er nun gleich ihr, die Gefangene nicht für die rechte Königin zu halten schien. Dies entnahm sie daraus, daß er ihr noch einmal unter fürchterlichen Drohungen eingeschärft hatte, keinem Menschen etwas von ihrem Verdacht laut werden zu lassen, ein Verbot, dessen Sinn in nichts anderem liegen konnte, als in einem geheimen Bündnis mit dieser Frau. In diesem Gedankengang wurde sie durch die Flucht des alten Godeschalk bestärkt, die ihr nur unter

Mithilfe Luigis möglich gemacht erschien. Die Frauen, die noch immer der angeblichen Königin mit einem rauhen Mitleid und so viel Ehrfurcht entgegenkamen, als in ihrer Verkommenheit aufkeimen konnte, ergossen über die abgesetzte Geliebte einen unerbittlichen Spott, und mehr als eine war offenbar willens, sich um die freigewordene Stelle zu bewerben — ein Grund mehr, um die ganze Angelegenheit durch einen kühnen Streich zu ihren Gunsten zu entscheiden.

Während sich Barbara dies alles noch einmal durch den Kopf gehen ließ, betrachtete sie sich den jungen Edelmann mit prüfenden Blicken und, ohne ihm irgend einen Anhaltspunkt zu genaueren Vermutungen zu geben, stachelte sie seine Erregung durch rätselhafte, ziemlich sinnlose Redensarten, bei denen sie gleichwohl durchblicken ließ, sie wisse um ein besonderes Geheimnis. Sie wollte ihren Plan noch reifen lassen und inzwischen Alessandro prüfen, ob er der Mann wäre, die Rolle durchzuführen, die sie ihm darin anweisen wollte.

Ganz wirr kehrte Alessandro in sein Haus

heim und merkte erst gar nicht, daß die düstere Miene seiner Mutter irgend etwas Bedrohliches anzudeuten schien. Nach dem Abendmahl lud ihn Madonna Katharina ein, ihr in ihr Zimmer zu folgen und führte ihn vor einen mit Papieren bedeckten Tisch. Ziemlich verwundert betrachtete Alessandro diese Vorbereitungen und die umständlich feierliche Art, mit der sich seine Mutter setzte und ihm selbst einen Platz anwies.

„Mein Sohn," begann sie nach einem kleinen Stillschweigen, „ich sehe mich veranlaßt, dir einige Dinge vorzuhalten, die zu erörtern mir recht peinlich sind und deren Ordnung und Beendigung ich am liebsten deiner eigenen Einsicht überlassen hätte. Aber da es scheint, als ob du in diesen Dingen nicht zum besten beraten wärest und als ob deine Einsicht nicht ausreiche, um zu einer klaren Erkenntnis zu gelangen, so muß ich, ungern zwar, aber doch zu unser beider Vorteil mit dir darüber sprechen."

Damit hob Madonna Katharina eines der Pergamente, die auf dem Tische lagen, auf, rückte es in den Lichtkreis der Ampel und sah

ihren Sohn, der über diese Einleitung noch mehr außer Fassung geraten war, über den Rand des Blattes hinweg an.

„Du weißt," fuhr sie fort, „daß ich dir die Bestimmung über unser Vermögen in voller Selbständigkeit überlassen habe, in der Voraussetzung, daß du dich dieses Vertrauens in jeder Hinsicht würdig erzeigen würdest. Ich habe mich nichts darum gekümmert, daß du an dem tollen Leben deiner Freunde und Altersgenossen teilgenommen hast, obzwar unsere Mittel denen der meisten unter ihnen nicht gleichkommen. Ich habe deinen Verfügungen niemals widersprochen, obgleich manche von ihnen nicht meinen Beifall hatten, so insbesondere nicht — wie ich dir aufrichtig sagen will — die Veräußerung unseres Landgutes. Indessen ist dieser Zug gut ausgefallen, ob nun durch die Fügung der Ereignisse allein oder als Folge deiner klugen Voraussicht des Kommenden, denn wenn wir jetzt noch im Besitz des Gutes wären, so müßten wir nun ohnmächtig zusehen, wie die Mordbrenner dieses deutschen Königs, den Gott

verdammen möge, unser Eigentum verwüsten und niederbrennen. Insoferne hat sich nun dies zu unserem Vorteil entschieden, aber, wenn ich auch damals nicht mit deinem Tun einverstanden war, so kann ich es jetzt noch um so weniger damit sein, daß du die Veräußerung nur darum vorgenommen zu haben scheinst, um den Erlös zu vergeuden."

Die klare, wohlgeordnete, offenbar vorausbedachte Rede seiner Mutter verfehlte ihren Eindruck auf Alessandro nicht, zugleich aber, da er ganz gut einsah, worauf sie hinaus wollte, erwachte der Trotz, ihr zu begegnen, und so nahm er die Maske spöttischer Überlegenheit vor, während Madonna Katharina fortfuhr.

„Unser Verwalter hat es nach langem Zaudern trotz seiner Anhänglichkeit an dich für seine Pflicht gehalten, mich von deinem Treiben in Kenntnis zu setzen und mir mitzuteilen, daß die damals erlegte Summe nahezu aufgebraucht ist. Und dies zu einer Zeit, mein Sohn, wo uns eine Belagerung bevorsteht und wo nichts nötiger sein wird, als Bargeld, um sich gegen

Hunger und Not zu schützen. Ich will dir nicht verhehlen, daß ich mit dir sehr unzufrieden bin, um so mehr, als ich weiß, wohin das Geld verschwindet, an welche Art von Vergnügungen es deine Unbesonnenheit verschwendet. Und ich muß dich zur Umkehr mahnen, wenn wir nicht wirklich traurigen Tagen entgegengehen sollen. Bedenke, daß du beim erstenmal die Rache deiner Vaterstadt an diesem verdammten König vollzogen hast, aber schon beim zweitenmal hast du dich nur mit einer Dirne gemein gemacht."

Da durchbrach der schmerzliche Zorn Alessandros die Schranken seiner spöttischen Zurückhaltung, und er rief so laut, daß es war, als schwinge er ein Panier dazu: „Sie ist die Gattin eines Königs . . . und kein Unglück kann ihr etwas von ihrem Wesen rauben."

Aber auf Madonna Katharinas strenges Antlitz trat der unbeugsame Stolz der adeligen Frau, vor der Unglück und eigene Verschuldung ganz gleich sind, wenn es gilt, über die Schande zu richten. Und sie sagte, hart, mit schmalen,

blutleeren Lippen nichts als: „Sie befindet sich — im Frauenhaus . . . deine Königin!"

Weit entfernt, sich durch dieses Urteil zur Vorsicht gemahnt zu fühlen, ließ sich Alessandro vielmehr durch die strenge Abwehr seiner Mutter zu einem hinströmenden, begeisterten Hymnus an die Geliebte fortreißen. Alles was bisher in ihm sorgsam verschlossen gewesen war, alle Zweifel, Ängste, Wünsche, alle Qual und alles Glück wurden nun zu Quellen, aus denen das Lob der Königin floß. Alessandro konnte sich nicht genug tun in der Schilderung ihrer Schönheit, Güte und Ergebenheit, ihrer tiefen Trauer und Hoffnungslosigkeit und, wenn er auch selbst in dieser Erregung mit keinem Wort verriet, daß er sie liebte, so ging doch dies aus alledem mit unzweifelhafter Sicherheit hervor. Wie in einer Ekstase brauste sein Gefühl dahin, noch gesteigert durch den Klang der bisher noch gefangenen Worte, die zu Alessandros Verwunderung so schön und glänzend sich erhoben, wie der Vogel Phönix aus der Asche steigt.

Als er zu Ende war und sich wieder zurecht

fand, da schaute er in zwei kalte, graue, forschende Augen. Alessandro hatte ganz vergessen, daß er vor seiner Mutter gesprochen hatte und nun war es ihm sogleich, als habe er irgendwie Verrat an seiner Liebe begangen.

Madonna Katharina hatte ihren Sohn sprechen lassen, ohne ihm ins Wort zu fallen und hatte ihn inzwischen genau beobachtet. Es war also wahr, was die Frauen und Mütter von Brescia erzählten, daß diese Königin der Dirnen alle Männer von Sinnen zu bringen verstand, daß sie alles besessen machte, als hätte sie eine Zaubergewalt an sich. Es war nicht übertrieben, daß die Ehemänner ihre Frauen und die jungen Leute ihre Bräute nicht mehr begehrten, daß überall Untreue zwischen Gatten und Liebenden stand, daß die Männer das Geld nicht achteten, es ihren Familien entzogen und damit ins Frauenhaus liefen, um es unter dem Vorwand eines Opfers für das gemeine Wohl für ihre Lust hinzugeben. Und Madonna Katharina sah es an dem Beispiel ihres Sohnes, wie die Männer den gerechten Vorwürfen ihrer

Frauen begegneten, wie sie alle Bedenken von sich wiesen und alle Empörung verhöhnten. Keine Frau Brescias hatte ein Wort darüber verloren, daß Barbianos Rache mit einer Untreue ihrer Gatten, mit einer Ausschweifung ihrer Söhne verbunden war, aber alle dachten auch wie Katharina, daß die heilige Handlung furchtbaren Feindeszornes nicht wiederholt werden dürfe, weil sie dann zur plumpen Wollust wurde. Und wenn sich die Männer gegen ihre zürnenden Frauen auf ihre Rachepflicht beriefen, so war dies arg genug, noch ärger aber war es, daß sich Alessandro in einem solchen Loblied erging, als spräche er von der Jungfrau Maria und nicht von einem geschändeten Weib; denn daraus wurde es deutlich, daß er dieses Weib liebte. Es war hohe Zeit für die Frauen und Mütter der Stadt, der Gefahr entgegenzutreten und sich zu vereinigen, um der Tollheit der Männer ein Ende zu machen.

So weit war Madonna Katharina in ihren Gedanken gelangt, als eben Alessandro seine begeisterte Rede schloß, und er las noch in ihren

Augen die Spuren dieser Gedanken, so daß ihn ein kalter Schauder überlief.

Fürs erste aber sah die Mutter ein, daß nun jedes weitere Wort Alessandros Leidenschaft noch mehr entfacht hätte und so begnügte sie sich damit, zu sagen: „Es mag so sein, wie du sagst. Ich will dir alles glauben, aber das ändert nichts daran, daß deine unvernünftige Verschwendung ein Ende haben muß. Ich erwarte von deiner eigenen Klugheit und der Liebe zu deiner Mutter, daß du den Rest unseres Geldes zusammenhältst, denn, wenn du ungeachtet meiner Vorstellungen, so fortfahren solltest, wie du es bisher getrieben hast, so müßte ich bei der Signoria den Antrag stellen, dich zu entmündigen und dir die Verwaltung unseres Vermögens zu entziehen."

Alessandro senkte den Kopf und ging aus dem Gemach, entschlossen, neue Geldquellen aufzuschließen, die seiner Mutter vorläufig verborgen blieben.

In den letzten Tagen vor der völligen Einschließung Brescias wurde der Zuzug flüchtiger Landleute zu einem reißenden Strom, so daß der Rat mit dem Plane umging, die Tore zu sperren, denn er sah ganz wohl ein, daß es der König darauf angelegt hatte, recht viel Volkes in die Mauern der Stadt zu pferchen, um die Gewalt seiner Waffen durch den Mangel an Lebensmitteln zu unterstützen. Am Morgen des Tages, zu dessen Mittagstunde endlich der Befehl zur Schließung der Tore erging, kam noch ein Schwarm entsetzter, von Angst gepeitschter Bauern herein, armseliges Volk, das seine geringe Habe auf zweirädrigen Karren oder auf dem Rücken der Maultiere mitbrachte, mit einem Haufen von Rindern und einem Gewimmel von Weibern und auch mit etlichen Siechen, die wenig sorgsam auf den Karren untergebracht waren. Schreiend und lärmend

drängten sie beim Tor herein, denn es herrschte eine solche Verwirrung, daß die Angehörigen einer Familie oft weit auseinandergerissen waren, und in dem Bestreben, einander zu finden, das Getümmel nur noch vermehrten.

Hinter einem Ochsenwagen schritt ein junger Bauer mit einem kühnen Gesicht, der ein Bündel auf dem Rücken trug und im Gespräch mit dem Besitzer des Wagens begriffen war, so daß es aussah, als gehöre er zu dem Gespann. Der Bauer, der sein krankes Weib und seine drei Kinder nebst einigen Truhen auf dem Ochsenwagen führte, hatte den jungen Menschen aber erst im Gedränge der Flucht kennen gelernt, in dem sich ihm der Mann recht nützlich erwiesen hatte, als er an einer besonders gefährdeten Stelle, wo um einen umgestürzten Karren ein mörderisches Raufen entstand, mit ungewöhnlicher Kraft die Durchfahrt erstritt.

Nach der Frage, die der junge Mann beim Betreten des Tores an seinen Begleiter richtete, schien es, daß er von weit her komme und noch nie in der Stadt gewesen sei. Während er neu-

gierig prüfend die mächtigen Rundtürme zu beiden Seiten betrachtete, antwortete der Bauer, daß dies die Porta Venezia sei und fügte die Bemerkung bei, daß der Fremde wohl aus dem Westen stammen müsse, was aus gewissen Härten der Aussprache abzunehmen sei.

Mit einem grimmigen Lächeln, zu dem in der Bemerkung des Bauern keinerlei Anlaß gegeben schien, antwortete der junge Mensch, daß er nicht aus dem Westen, sondern aus dem Norden stamme.

Als sie auf der Innenseite des Tores angekommen waren, wo der Fremde wieder den Blick über die Mauern, die Pechnasen und das Fallgitter schweifen ließ, fiel ihm ein Mann in dunkler Kleidung auf, der auf den zum Wehrgang hinanführenden Steinstufen stand und den Zug der Flüchtlinge mit finsterem Gesicht betrachtete.

„Wer ist der Krieger auf der Treppe?" fragte er seinen Gewährsmann.

Der Bauer senkte die Stimme und duckte sich, als liege ihm daran, nicht die Aufmerksamkeit

des Mannes zu erregen, während er antwortete: „Es ist unser Oberbefehlshaber, Messer Francesco de Barbiano.“ Als er wieder den scheuen Blick zu erheben wagte, erschrak er über seinen Begleiter, denn dessen Gesicht stand in fahler Blässe, während sich zwei runde Flecken auf den Backenknochen scharf abhoben. Die Hand, die halb erhoben gegen die Brust geführt war, war zur Klaue gewandelt und über dem gekrümmten Fang flammten zwei Augen, raubvogelhaft, adlerkühn, kampfgierig auf den schwarzgekleideten Mann auf der Treppe. Aber noch während die Augen des Bauern auf dem jungen Menschen ruhten, wandelte sich dies alles zurück, die Flammen in den Augen und auf den Wangen loschen aus und die Finger lösten sich aus dem Krampf.

Da rührte alle diese unverstandene Veränderung den Bauern recht sonderbar an, er empfand mit einemmal das Fremdartige im Wesen seines Begleiters drohend und feindselig und bedachte, daß der Krieg und der Tumult einer Flucht oft recht sonderbare Gesellen durch das

Land treibe, denen besser auszuweichen als sich mit ihnen einzulassen sei. Der Weg vom Nichtverstehen zum Mißtrauen war bei dem von den Unbilden des Krieges schon arg mitgenommenen Bauern gar nicht weit, und so war er von Herzen froh, als der Fremde auf dem Domplatz anhielt und von seinen bisherigen Fluchtgenossen Abschied nahm, da er hier in Brescia von guten Freunden erwartet werde, die ihm eine Unterkunft zugesichert hätten.

Nachdem er sich noch hatte sagen lassen, wo er die Via Santa Faustina zu suchen habe, schüttelte er dem Bauern die Hand, wünschte der Bäuerin baldige Genesung und schritt davon. Als er aber um den Dom herumgekommen war und seinen Begleiter aus den Augen verloren hatte, kümmerte er sich weiter gar nicht um die angegebene Richtung, ja, es schien, als habe er überhaupt kein bestimmtes Ziel. Er schritt langsam und zögernd durch die Straßen, als einer unter den unzähligen Fremden, die jetzt die Stadt belebten, blieb da und dort an den Ecken oder auch auf den kleinen Plätzen stehen

horchte ein wenig auf die Gespräche, die da geführt wurden, und schritt dann wieder weiter, mit seinem kleinen Bündel auf dem Rücken, wie ein Wohnungsuchender.

Manchmal blieb er auch vor einer Herberge stehen, ging ein wenig um das Haus herum, besah Hof und Hinterfront und setzte seinen Weg fort, als habe er irgend etwas an dieser Unterkunft auszusetzen gefunden. So trieb er sich den ganzen Tag in der Stadt herum, bis er gegen Abend von einem Menschen angesprochen wurde, der ihm ansah, daß er eine Wohnung suche. Er wisse ein sauberes, reines Quartier, sagte er, wo noch gerade ein Platz frei wäre und, da der Fremde einwilligte, führte er ihn sogleich in das Labyrinth der kleinen Häuschen unterhalb des Kastells. Nachdem sie ein wenig kreuz und quer gewandert waren, kamen sie vor eine Gruppe solcher Häuschen, die ein zusammenhängendes Ganzes bildeten, mit einem Hof in der Mitte und Ausgängen nach vier Gäßchen.

Hier war ein Treiben wie in einem Taubenschlag, ein Kommen und Gehen, ein beständiges

Aus und Ein durch alle vier Tore, ein Gewimmel, in dem der Einzelne verschwand. Der schmutzige, schwitzende Aufwärter nahm den Fremden in Empfang, führte ihn, ohne viel zu fragen, nach einer dunkeln Kammer, in der eine Strohschütte und eine grobe Decke als Lager dienten und, nachdem der junge Mann seinen Führer noch durch eine kleine Münze entlohnt hatte, sah er sich allein.

Mit einem tiefen Seufzer sank er sogleich auf das Lager und verharrte, hingestreckt und die weit offenen Augen starr nach der Decke gerichtet, unbeweglich, bis es ganz dunkel geworden war. Das Gebetläuten auf irgend einem benachbarten Glockenturm riß ihn aus diesem seltsamen Zustande und verwandelte sein Brüten in hastige Tätigkeit. Er zog das Bündel an sich, öffnete es und entnahm ihm ein Gewand, das er rasch anlegte, während er die Bauernkleider, die er bis jetzt getragen hatte, zusammenraffte und in das Bündel stopfte. Als ein junger italienischer Nobile stand er nun in der armseligen Kammer und, nachdem er einen Augenblick ab-

gepaßt hatte, in dem der Gang vor seiner Türe menschenleer war, schlüpfte er hinaus und ging dann gelassener und in selbstverständlicher Ruhe die Treppe hinab und über den Hof.

Es sahen sich wohl einige von den Leuten, die da beisammenstanden oder auf den Steinbänken lagen, nach ihm um, verwundert fragend, was der junge Edelmann wohl in der Massenherberge zu suchen habe; den meisten aber schien es durchaus erklärlich und sie wichen ihm ehrerbietig aus, als einer amtlichen Person, denn man hatte erfahren, daß der Rat der Stadt alle Gasthöfe und Herbergen durch Abgesandte überwachen lasse, damit sich kein Unfug und keine Verräterei ereignen könne.

Als der Fremde auf die Gasse hinausgetreten war, stand er erst einen Augenblick aufatmend still, dann zog er ein kleines Pergamentblatt aus dem Wams, auf dem in hastigen Strichen eine Art Plan aufgezeichnet war und prägte sich bei dem Lichtschein, der aus einem der ebenerdigen Fenster der Herberge drang, seine Einzelheiten ein. Sobald er den Plan

wie in leuchtenden Linien in sich aufgenommen hatte, schritt er ohne weiteres Zögern los, wandte sich nach links und nach rechts, kam an Palästen und Kirchen vorüber und gelangte nach einer Viertelstunde auf einem Umwege zu dem unweit seiner Herberge gelegenen Frauenhaus.

Die Wache aus dem Flur war von Barbiano abbefohlen worden, denn man brauchte jetzt jeden Mann auf den Wällen und zudem war es nach der Sperrung der Tore fast ausgeschlossen, daß die Gefangenen eine Flucht versuchen konnten, zumal ihnen nach dem Entkommen des Marschalls kein Helfer zur Seite stand. So befand sich also bloß die alte Beschließerin hinter dem Haustore, und da ihr der Fremde gleich beim Überschreiten der Schwelle ein Geldstück zuwarf, so war er in ihren Augen ein so vollkommener Kavalier, wie nur je einer dies Haus betreten hatte.

In der Halle des Obergeschosses saßen die Frauen um Simonetta herum, die ein wenig faul und verschlafen auf der Laute klimperte, so daß abgerissene zirpende Töne sich langsam

und widerwillig von den Saiten löſten. Obzwar der Fremde für alle Zufälle und vor allem für ein Zuſammentreffen mit Standesgenoſſen gerüſtet war, pries er dennoch ſein Glück, daß außer einem dicken Mann, der offenbar an der ihm in ihrem Weſen ähnlichen Carlotta Gefallen gefunden zu haben ſchien, niemand anderer anweſend war.

Bei ſeinem Eintritt erhob ſich Barbara, ging ihm mit einem ſchmeichleriſchen kätzchenhaften Lächeln entgegen und faßte ihn mit verliebter Gebärde unter dem Arm.

Aber der Fremde entzog ſich ihr und ſagte mit einer rauhen, gebrochenen Stimme: „Ich will zur Königin."

Da wandte ſich die Schwäbin mit einem bitterböſen Geſicht von ihm ab und ging mit ſpöttiſchem Auflachen zum Tiſch zurück, während ſich in der dunkeln Ecke der Halle ein Mann erhob und auf den Fremden zukam.

„Tauſend Dinare," ſagte er. Dabei betrachtete Luigi den Unbekannten ſo unverhohlen haßvoll, ſo tückiſch lauernd, wie wenn es ihm weit

näher wäre, ihm einen Dolch zwischen die Rippen zu stoßen, als seines Amtes als Vermittler zu walten. In dieser Luft voll schwüler Sinnlichkeit und gemeiner Brunst schien es, als läge in dem haßvollen Mißtrauen des Hüters dieser Welt die Summe aller bösen Kräfte, als sei es ein Gift, bereitet aus allen Lastern und Niederträchtigkeiten, die sich hier der Menschen bemächtigt hatten. Und es war doch im Grunde nichts anderes, als die äußerste Steigerung eines ohnmächtigen Zornes, der nichts mehr mit jenem anfänglichen Neid zu tun hatte, mit jener unbändigen Gier, sondern der sich der Verzweiflung gesellte, noch immer zulassen zu müssen, daß dieses Furchtbare geschah.

Der Fremde zog seinen Beutel aus dem Wams und zählte eine Reihe von Goldstücken auf den Tisch.

Mürrisch überblickte Luigi den glänzenden Heerbann der Wollust und begann ihn zögernd einzustreichen, aber plötzlich hielt er ein, sah den Fremden scharf an und sagte: „Herr, ich kenne Euch nicht."

Der Fremde antwortete ruhig: „Ist es im Frauenhaus von Brescia der Brauch, daß man seinen Namen nennen muß? Müssen die Goldstücke ein Zeichen dessen tragen, von dem sie stammen?"

Und als Luigi darauf nichts zu erwidern wußte, fuhr er fort: „Führt mich nun zur Königin!"

In diesem Augenblick kam jemand die Treppe vom zweiten Geschoß herab, man sah in dem Lichtschein, den die Lampen auf die untersten Stufen warfen, die zugespitzten Schuhe, dann das grüne Unterkleid der gemeinen Frauen und nun trat Roswitha in die Halle und wollte gesenkten Hauptes vorüber gehen. Mit einer sanften und zärtlichen Stimme, die gleichsam um Entschuldigung bat, für das, was sie sagen mußte, hielt Luigi sie an: „Königin . . . es ist ein Fremder hier . . ."

Roswitha hob ihr gramvolles Gesicht und sah sich dem jungen Edelmann gegenüber, der, wie von der Erregung des ersten Anblicks königlicher Hoheit hingerissen, einen Schritt auf sie

zu machte und gleichsam beschwörend die Hand erhob. Die Augen Roswithas wurden groß und weit, aber sonst veränderte sich keine Miene in ihrem Gesicht und ihr Blick begegnete dem des Fremden, band sich mit ihm und empfing von ihm und gewährte ihm Halt und Stütze. Selbst die scharfäugige Bosheit Barbaras fand nichts in dem Ausdruck von Roswithas Antlitz, als den tödlichen Schrecken, der sie immer überfiel, wenn sie von jemandem begehrt wurde.

Nun senkte Roswitha zum Zeichen der Ergebung wieder den Kopf, wandte sich und schritt nach ihrer Kammer voran, während ihr der Fremde folgte.

Eine rote Dämmerung erfüllte die Kammer, die von dem Lichte neben der hölzernen Gottesmutter kam, die Roswitha nun nicht mehr verhüllte. Sie blieb mit dem Rücken nach der Türe zu stehen und der Mann hinter ihr sah in seiner eigenen höchsten Seelennot mit stummem Mitleid an dem heftigen Zucken der Schultern das mühsame Atmen des Weibes.

„Ich habe es gewußt, daß du kommen wirst,“

sagte Roswitha leise und es war, als liege alle Klage gequälter Menschheit in diesen einfachen Worten. „Ich habe es gefühlt, wie du kommst und wie du immer näher kommst und wie du die Stadt betrittst . . . Ich war darauf gefaßt, dich zu sehen, Herbolo."

Herbolo von Polhaim sprach noch immer nichts, stand wie in Ketten, und als Roswitha ihm nun das Gesicht zukehrte, da sah er Tränen aus ihren Augen kommen, groß und schwer, die über die Wangen rannen, als liefen sie langgewohnte Wege. Da streckte er ihr seine Hand hin, aber Roswitha zog die ihre vor ihm zurück und in ihrem Blicke war die Bitte, sie nicht zu berühren.

„Godeschalk ist gekommen," sagte Herbolo, „bis dahin war es mir ein großer Schmerz, dich hier zu wissen. Nun hat uns Godeschalk alles erzählt . . . Der König ist befreit, ich weiß seitdem nichts mehr von mir . . . es ist alles zerschlagen. Was hat uns angetrieben, nach Italien zu gehen?"

Roswitha schlug die Hände vor das Gesicht, als wolle sie das Licht und den Laut menschlicher Stimmen und alles, worin Leben und Wert ist, von sich ausschließen. „Unser Glück war ein kostbares Gefäß, Roswitha," sagte Herbolo und es war, als spräche ein anderer, denn nie hatte er sich solcher Worte bedient, „und ein boshafter Knecht hat es uns zu Boden geworfen und zertrümmert. Und Gott hat es zugelassen!"

Den unfrommen Zweifel, den der Heide Godeschalk bloß in seinen Gedanken gewagt hatte, sprach Herbolo aus und Roswitha erkannte daran, wie tief sein Gemüt zerrissen und zerwühlt war, denn dieser untadelige Edelmann war ein dankbarer und gläubiger Mensch, dem sein bisheriges Glück die frohe Sicherheit gegeben hatte, der Mensch müsse in Gottes besonderer Obhut stehen. Und an seinem Beispiel entnahm Roswitha die Sündhaftigkeit aller Empörung gegen Gott und mit Grauen dachte sie daran, daß sie ihr selbst verfallen gewesen war, indem sie es aufgegeben hatte, die Gnadenmutter zu verhüllen, damit sie nur ja die Greuel

und Schändlichkeiten ansehen müsse, die begangen wurden, weil sie zu schwach war, zu helfen.

Sie warf einen scheuen Blick nach der Wand und als Herbolo, ihm folgend, die hölzerne Madonna sah, fuhr er fort, als wäre jemand zugegen, der seine Lästerungen dem Herrn des Himmels berichten könne: „Gott . . . oh, er ist gütig und ist allmächtig, sagen die Pfaffen. Er läßt es sich gefallen, daß wir Kirchen bauen und daß wir gegen die Heiden ziehen, um Jerusalem zu befreien. Und er läßt sich unsere Gebete und das Geklingel des Geldes in den Opferstöcken gefallen; aber wo war seine Güte gegen dich und mich? Und seine Allmacht?"

„Höre auf, Herbolo," rief Roswitha, indem sie ihm flehend die Arme entgegenstreckte, „du lästerst dich um dein ewiges Heil. Rette deine Seele, wenn schon unser Glück dahin ist."

Aber Herbolo hatte alle frommen Bedenken von sich geworfen und war wie ein Rasender. Er sah seine Geliebte vor sich, matt von Nachtwachen, vom Kummer und vom Weinen, mit den Furchen des Grames auf der Stirne und um

den weichen, oft geküßten Mund, befleckt von den Ausschweifungen, denen sie preisgegeben war, mit einem fremden Ausdruck in den geängstigten Augen. Alle diese Veränderungen stolzer Jungfräulichkeit durch das Leben der Dirnen, alle diese Zerstörungen durch die Schmach waren deutlich wie laute Anklagen. Und Herbolo sah im steten, roten Licht der ewigen Flamme das hölzerne Bild der Gottesmutter, im prunkvollen Gewand der Himmelskönigin, die Krone auf dem Haupte und mit dem Lächeln, das ihm wie erstarrter Hohn schien. Da war sie ihm der Inbegriff aller irdischen und himmlischen Bosheit, kein totes Bild mehr, sondern eine lebende Frau, die von der Höhe ihrer Unberührtheit das gemarterte Opfer verspottet. Und da zog er seinen Dolch aus der Scheide und warf ihn nach dem Bild, daß er zitternd stecken blieb.

Roswitha aber stieß einen schrillen, furchtbaren Schrei aus und fiel auf das Ruhebett, den Kopf in die Kissen vergrabend, um die Donner des Gerichtes, das nun hereinbrechen mußte, nicht zu hören.

Herbolo war, kaum daß die Tat geschehen war, beim Anblick des durchbohrten Bildes und durch den Schrei der Geliebten zur Besinnung gekommen und verfiel sogleich heftiger Reue. Er erschrak nicht so sehr über seine Gotteslästerung als darüber, daß er Roswitha so erschreckt und ihre Frömmigkeit verletzt hatte. Und ganz außer sich sank er neben der Daliegenden in die Knie und bedeckte ihre Hand, die sie ihm nun überließ, mit Küssen, indem er sie mit allen jenen zärtlichen Namen nannte, die er in den glücklichen Tagen ihrer jungen Liebe für sie gefunden hatte. So gelang es ihm, sie allmählich zu beruhigen, und Roswitha überließ sich seiner Zärtlichkeit und seinen Liebkosungen in einer halben Betäubung, die ihr das Bewußtsein dafür nahm, wo sie sich befand und wie ihr Leben zertrümmert war. Alles Blühen und Duften erster Neigung umfing sie wieder und sie sah die hellen Pfade der Vergangenheit und die ritterlichen Spiele, deren Ehren ihr Herbolo huldigend dargebracht hatte.

Als sie aber aufblickte und sich in ihrer Kammer und den Dolch in der Muttergottesstatue sah, da kam das Grauen von neuem über sie und sie streckte abwehrend die Hände vor. Herbolo glaubte sie zu verstehen, er erhob sich, schritt auf die Madonna zu und zog mit unendlicher Vorsicht seinen Dolch aus dem Holz. Er sah die klaffende Wunde, die zurückgeblieben war und verwahrte die Waffe, die dazu bestimmt gewesen war, Roswitha zu töten, mit ängstlicher Hast. Denn Herbolo war gekommen, um seine und seiner Geliebten Schmach zu beenden, ohne Rücksicht darauf, was daraus für die Königin entstehen würde. Es gab einen Punkt, wo solche Treue Verbrechen wurde und wo man ihrer entbunden war. Seinem maßlosen Schmerz, der zu Zeiten seinen Geist fast zu verwirren schien, war dies als selbstverständlich erschienen. Und so hatte er Godeschalks Einwände, dem die Treue gegen seinen Herrn über allem stand, kaum vernommen und war zuletzt, als er fürchten mußte, daß man ihn zurückhalten werde, heimlich entwichen.

Jetzt aber war dies alles gewandelt, als ob mit dem Dolchwurf nach der Gottesmutter der Trotz dieses rasenden Geistes gebrochen sei. Sein Grimm schwand in der unsäglich trauervollen Sanftmut Roswithas dahin und er fühlte, wie ihr Wesen über ihn Macht gewann. Da war keine Hoffnung und kein brennender Schmerz mehr, sondern eine müde Schlaffheit, in der die Dinge und Ereignisse wie in einem trüben Strom vorüber kamen.

Nun saß er auf dem Ruhebett neben Roswitha und hielt ihre Hand in der seinen und Roswitha begann, nachdem sie lange wortlos vor sich hingeschaut hatte, von der Vergangenheit zu sprechen. Sie hatte vorhin den Zauber dieses Erinnerns als ein wohltuendes Vergessen empfunden und sie suchte ihn nun mit einem „Weißt du noch . . .“ wieder zu beschwören. So wandten sie sich also wiederum Hand in Hand den Tagen ihres Glückes zu und sprachen von ihnen, als wären es Begebenheiten von einem anderen Stern, sie wandelten miteinander durch Traumlandschaften voll wunderbarer Süße und

banger Schwermut, bis auf Roswithas Gesicht wieder ein verlorenes Lächeln trat.

Und als sie nichts mehr zu sprechen wußten, da saßen sie stumm nebeneinander und dachten all dem Gesprochenen nach, immer weiter und weiter, je mehr es vor ihnen verblaßte und versank.

Es ging schon gegen Morgen und ein kühler Luftzug kam durch das kleine Fensterloch, als sich Herbolo mit einem raschen Ruck erhob. Er streifte mit beiden Händen längs seines Körpers herab, als wundere er sich, ihn wiederzufinden, nachdem er so lange in einer Welt der Körperlosigkeit geweilt hatte.

„Willst du nicht mit der Königin sprechen?" sagte Roswitha sanft.

„Nein!" antwortete Herbolo hastig, denn er hatte sie in Gedanken verraten, preisgegeben und er wagte es nicht, mit dieser Last auf seinem Gewissen vor sie zu treten. „Ich muß fort, denn wenn ich aus der Stadt kommen will, so muß ich die Dämmerung benützen. Der König will am Morgen die Mauern berennen."

Roswitha senkte den Kopf und ihre Zöpfe fielen über die Schultern nach vorne. Herbolo sah auf ihrem Scheitel die Linie, die das reiche Haar nach links und rechts teilte, er sah die weiße Kopfhaut schimmern und eine unsagbar schmerzliche Rührung ergriff ihn. Mit zusammengeballten Fäusten stand er da und seine ganze Brust war von einem wehen Schluchzen erfüllt. „Ich muß dich noch einmal . . . verlassen . . .“ sagte er mühsam, „ich muß dich hier . . .“ aber da konnte er nicht weiter.

Und er fühlte seine Hand ergriffen und Roswithas Lippen in einem langen, innigen Kuß auf ihr.

„Du kannst der Königin sagen, daß ich hier war,“ sagte er, „und daß wir diese verfluchte Stadt erobern werden, und wenn dieser Francesco de Barbiano der Teufel selber wäre.“

Nun sprach wieder der Kriegsmann aus Herbolo und der erwachende Grimm gab ihm wieder Kraft und kühnen Mut. Er löste sich sanft von der Geliebten, umfing sie noch einmal in

langer Umarmung und ging dann zur Türe, mit einem scheuen Seitenblick auf die verwundete Gottesmutter. Aber da sah er, daß sich die Wunde geschlossen hatte, keine Spur des Stiches war mehr in ihrer Brust, der hölzerne Leib war durch ein Wunder gesundet. Und da wußte er, daß ihm die Milde, Himmlische vergeben hatte und daß sie in ihrer Reinheit auch den verzweifelten Schmerz der Kreatur verstand.

Meister Luigi hatte kurz nach dem Eintritt des Fremden in Roswithas Kammer einen gellenden Schrei gehört und war sogleich zur Tür gerannt, entschlossen, sie aufzusprengen, wenn er irgend etwas Verdächtiges wahrnehmen sollte. Aber es war dort drinnen alles still geblieben und so wagte Luigi nicht, in das Gemach einzudringen. Dennoch ließ es ihm keine Ruhe und irgendein undeutliches Gefühl blieb in ihm zurück, daß dort heute etwas Besonderes vorgehe.

In dieser Nacht suchte er sein Lager nicht auf, sondern saß auf den untersten Stufen der Treppe, die Augen nach der Türe Roswithas gerichtet, bereit, aufzuspringen und hinzueilen, wenn irgend etwas vorfiele. Im Morgengrauen sah er den Fremden heraustreten, noch mit rückwärts gewandten Kopf in der Türe verweilen

und dann mit langsamen schweren Schritten davongehen, wie einer, der ein großes Erlebnis gehabt hat. Da fiel wieder sein unbändiger Haß auf den Fremden und es fehlte nicht viel, daß er ihn hinterrücks angesprungen wäre. Er ging hinter ihm die Treppe hinunter, trat unter das Haustor und verfolgte den in der einsamen Gasse Davonschreitenden mit den Blicken, bis er um die nächste Ecke bog.

Es war irgendein Geheimnis um diesen jungen Menschen, das Luigis Denken gefangen nahm und ihn zwang, immer wieder zu demselben Punkt zurückzukehren; und je länger er seine Fragen umwälzte, desto erregter wurde er, bis er wieder jenes Zittern über sich kommen fühlte, dem in der letzten Zeit immer Krämpfe zu folgen pflegten, in denen er mit verrenkten Gliedern und schäumendem Mund ohne Besinnung dalag.

Als er es nicht länger ertrug, dieselben Gedankenreihen fruchtlos abzulaufen, suchte er Roswitha auf, mit der geradezu gestellten Frage, wer dieser Fremde gewesen sei.

Da ging mit Roswitha etwas Sonderbares vor. Anstatt ihm zu antworten, stand sie eine Weile da und horchte auf ein fernes Getöse, ein Dröhnen und Schreien, das von der nahen Bastei San Pietro in Oliveto kam, wo der König die Stadt angegriffen hatte. Man konnte manchmal das dumpfe Donnern ganz deutlich hören, mit dem die Belagerungsmaschinen gegen die Mauern fuhren und dann wieder die hellen Rufe von Heerhörnern, die sich aus dem Tumult wie gelbe Vögel erhoben. Roswitha wußte, daß Herbolo dort um ihre Befreiung kämpfte; sie sah sein kühnes, kampferhitztes Gesicht vor sich, und nicht um die Welt hätte sie ihn in diesem Augenblick verleugnen mögen. Sie dachte nicht daran, was daraus entstehen könne, daß sie jetzt die Wahrheit sagte; sie wußte kaum, zu wem sie sprach und so antwortete sie, mit einem schmerzlichen Stolz und ruhiger Stimme: „Es war mein Verlobter, Herbolo von Polhaim, der mich besucht hat und der mir die Freiheit bringen wird."

Da schlich Luigi hinweg wie ein Geprügelter

und verkroch sich in einen Winkel, wo er zitternd und stumpf brütend dasaß, bis er in seinen Krampf verfiel. Als er wieder zu sich kam, sah er Barbara um sich beschäftigt und dieser Anblick erweckte in seinem wunden Geist, der ganz von den Gedanken an Roswitha erfüllt war, einen so heftigen Zorn, daß er die Schwäbin wie ein ekles Tier mit harten Worten und Fauststößen von sich trieb. Dann erhob er sich mit wankenden Knien und klappernden Zähnen und taumelte, mit den mageren Armen schlenkernd, in seinem Zimmer hin und her, bis er in einen Lehnstuhl fiel. Und da war es ihm plötzlich, als werde es in seinem Kopf so seltsam klar, als dringe eine große Helle ein, wie wenn der Krampf vorhin die Bahn für eine neue Erkenntnis erschlossen hätte.

Und nun ordneten sich seine verwirrten Gedanken zu einer selbstverständlichen Folge, die von dem neuen Namen Herbolo von Polhaim eröffnet wurde. Zum erstenmal hatte Luigi diesen Namen gehört, aber es war ihm jetzt, als wisse er etwas Uraltes, als sei das Selbstver-

ständliche von seinen Schleiern befreit. Gewiß: Roswitha liebte diesen Herbolo von Polhaim, das war nun eine Klarheit gewordene Ahnung und es blieb Luigi nichts anderes übrig, als sich zu fragen, wie er sich selbst dazu stellen werde. Und da überfiel ihn auf einmal der ganze Jammer seiner Erbärmlichkeit, seiner Schwäche und Selbstsucht. Weil er sich nicht von Roswithas Anblick trennen mochte, hatte er sich eingeredet, er müsse erst seine Schuld sühnen. Vielleicht hatte Herbolo von Polhaim seine Braut heute nacht retten wollen und er, anstatt die Flucht zu fördern, hatte sie als Lauerer auf der Schwelle verhindert. Und so häufte er, anstatt zu sühnen, nur mit jedem Tag neue Schuld auf sich.

Während er allen diesen Dingen nachsann, kam ihm die Barbara sehr störend in die Quere. Sie wollte ihm eine Anklage gegen Roswitha vorbringen.

Wie schon häufig, hatte Barbara auch heute mit der gehaßten Rivalin Streit gesucht; um irgend eine Kleinigkeit, um ein Nichts, das für Barbara nur ein Vorwand war, ihre Gegnerin

mit Schimpf und Hohn zu demütigen. Heute ging es um ein Band, das der Schwäbin aus ihrer Kammer abhanden gekommen war und von dem sie behauptete, es bei Roswitha gesehen zu haben. Das war eine ganz sinnlose Beschuldigung, was die anderen Frauen ebenso genau wußten, wie Barbara selbst. Und Roswitha erachtete es ihrer nicht würdig, auch nur ein Wort zu entgegnen, wandte sich und wollte der Keifenden einfach aus dem Wege gehen; aber die Schwäbin, die durch Luigis Undankbarkeit, durch seinen unverhohlenen Ekel schon aufs äußerste gereizt war, hatte keine Lust, sie entkommen zu lassen, sprang ihr vor und versetzte ihr einen Schlag ins Gesicht. Da war es einen Augenblick, als wandle sich Roswithas duldende Sanftmut in jähen Zorn, aller adelige Stolz bäumte sich auf und es sah aus, als würde sie sich auf ihre Beleidigerin stürzen, aber da stand sie gleich darauf regungslos, ein Schauer ließ ihren Körper erzittern und nun schlug sie die Hände vor das Gesicht, vor Entsetzen über die herabziehende Macht der Gemeinheit.

Die anderen Frauen, die Barbaras Gehässigkeit gegen die unglückliche Königin niemals billigten, waren diesmal empört und machten der Schwäbin heftige Vorwürfe. Da nun Barbara sah, daß sie sehr unvorsichtig gewesen sei und alles gegen sich aufgebracht habe, dachte sie den Berichten anderer zuvorzukommen und Luigi durch eine Darstellung in ihrem Sinn vorzubereiten.

„Es hat heute wieder einen Streit mit Roswitha gegeben," sagte sie, „ich habe mich vergessen, ich bin sehr heftig geworden; aber ich ertrage es nicht, sie über dich so sprechen zu hören."

Luigis Augen glommen gefährlich auf, er wußte sogleich, daß ihn Barbara belügen wolle, aber noch hielt er an sich und fragte: „Über mich? Was war das?"

„Sie hat dich beschimpft. Sie hat dich einen Narren genannt, einen Abscheu, einen Menschen, den sie haßt. Sie sagte, er ist schlimmer als ein Tier, man sollte ihn vertilgen, wie einen tollen Hund!"

Da stützte Luigi die Arme auf den Tisch und barg das Gesicht in die Hände. Das war die Wahrheit, eine furchtbare Wahrheit, und wenn Roswitha dies gesagt hätte, so wäre sie hundertmal im Recht gewesen. Aber sie hatte es nicht gesagt, dies wußte er ganz genau, wie den täglichen Aufgang der Sonne, dies war eine plumpe Lüge Barbaras, die der Heiligen die eigene Art andichtete.

Und er fragte weiter, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen, um sich nicht zu verraten: „Und du? Was hast du getan?"

Da hielt Barbara ihr Spiel für gewonnen, glaubte Luigis Enttäuschung für sich zu haben und fuhr zuversichtlich fort: „Nun, ich habe mich deiner angenommen; es hat Streit gegeben und ich bin so zornig geworden, daß ich sie geschlagen habe."

Aber da sprang Luigi vom Tisch auf, mit einem dumpfen Ton, wie ein tiefes, fernes Brüllen, griff mit einer gekrallten Hand in Barbaras Haar und zerrte die Schreiende hinter

sich her, die Treppen hinab, in die Halle. Auf den Lärm hin waren alle Frauen zusammengelaufen und Luigi hielt ein kurzes Verhör über Ursache und Verlauf des Streites. Nicht eine der Dirnen ergriff Barbaras Partei, sie wetteiferten darin, ihre Schuld recht deutlich auszumalen und so fand Luigis Urteil ungeteilten Beifall. Er verurteilte sie zu dem Äußersten, was seiner Strafvollmacht zustand, zu einigen Tagen Arrest in einem lichtlosen, unterirdischen Loch.

Er brachte sie selbst hinunter und schloß die schwere eiserne Türe hinter ihr ab. Aber Barbaras Wünschen und Wollen war zu zäh, um nicht diese Niederlage zu überleben. Noch immer glaubte sie fest, daß nur Roswithas Anwesenheit Luigi so im Bann halte und daß er zu ihr zurückkehren würde, wenn dieses Weib fort wäre.

Nun war es an der Zeit, sich des Zuges zu bedienen, den sie noch auf dem Brett hatte, jene Figur vorzuschieben, von deren Eingreifen sie sich die Entscheidung versprach. Und so gewann

sie die alte Beschließerin, die ihr Wasser und Brot ins Verließ zutrug, durch allerlei Versprechungen für sich und sandte sie an Alessandro Scala mit einem Brief, in dem sie dem jungen Mann mitteilte, daß die Frau, die als Königin im Frauenhaus gehalten werde, nur ein adeliges Fräulein, namens Roswitha von Hochhaim sei.

Es begab sich aber am selben Tage, daß im Hause des Vittorio Grimani zwischen dem Hausherrn und seiner Gattin ein heftiger Zwist ausbrach, dessen Anlaß im Frauenhause zu suchen war. Madonna Lisa Grimani machte ihrem Gemahl jene Vorwürfe, zu denen die Frauen Brescias seit einiger Zeit nur allzu berechtigt waren, und der Ton dieser Vorwürfe war um so erbitterter, als sich auch die Vernachlässigung, die Vittorio Grimani seiner Gattin zuteil werden ließ, mit recht schroffen Formen einer beginnenden Abneigung verband. Grimani gehörte zu jenen Brescianern, bei denen der Aufwand für die Kriegskasse auf Kosten des Haushaltes ging. Und da Grimani einsah, daß seine Gattin recht hatte, wurde er in der Abwehr ihrer Anklagen um so heftiger, schlug sie im Verlauf des Zankes und warf sie zuletzt aus dem Haus.

Madonna Lisa lief außer sich, weinend, mit verrauftem Haar und zerrissenen Kleidern durch die Straßen, so daß alle Welt ihr entsetzt nachsah und flüchtete sich zu ihrer mütterlichen Freundin Katharina Scala, um ihr Leid dort zu klagen. Nachdem Katharina die Aufgeregte angehört hatte, sagte sie, daß es nun an der Zeit sei, dieser Schmach ein Ende zu machen und ließ sich zum Ausgang ankleiden. Ohne weiter etwas über ihre Absichten zu äußern, begab sie sich mit Madonna Lisa zu Nachbarinnen und Bekannten und fand, als sie nur mit wenigen Worten von dem Anlaß des Besuches sprach, überall entflammte Gemüter. Auf die Aufforderung, ihr zu folgen, schloß sich jede der Frauen unverweilt an und so stand nach kurzer Zeit ein Trupp von fünfzehn Frauen vor dem Hause des Alberico Benzi, ohne daß jemand noch wußte, was die Führerin wollte.

Jetzt aber fragte eine Stimme aus dem Haufen: „Wohin gehen wir?“ Da richtete sich Madonna Katharina hoch auf und sagte blitzenden Auges: „Zu Francesco de Barbiano!“

Ein Geschrei der Zustimmung antwortete, nur Lisa Grimani erblaßte und machte eine Bewegung, als wolle sie die Freundin zurückhalten. Aber nun war ein gemeinsamer Antrieb in den Haufen der Frauen gekommen und sie liefen eilig vorwärts, um Barbiano aufzusuchen.

Der Weg zu ihm war nicht ohne Gefahr, denn er befand sich, wie man auf dem Rathause erfragte, auf den Bastionen der Porta Venezia, gegen die seit dem frühen Morgen ein schwerer Sturm der Königlichen ging. Je weiter man kam, desto lauter wurde das Getöse des Kampfes, und schon fielen da und dort Geschosse der Wurfmaschinen, schwere Balken und durch Ketten verbundene Steine in die Straßen. Manche der Frauen überkam da ein Zittern, aber dessen ungeachtet liefen sie vorwärts, denn nun hatte sich einmal ein Gedanke in ihren Köpfen eingenistet, der ausgeführt sein wollte.

Es traf sich glücklich, daß eben, als die Frauen bei der Porta Venezia ankamen, eine Pause im Sturm eintrat, so daß die Mannschaften sie passieren lassen konnten, als sie auf

die Frage wohin? antworteten, sie wollten zu Barbiano. Der Kommandant war eben im Begriff, seinen Standort auf der Höhe der Mauer zu verlassen und sich auf einen anderen bedrohten Punkt zu begeben und sah den Frauen, die auf der engen Treppe hinanstiegen, sehr erstaunt entgegen. Aber seine Verwunderung dauerte nicht länger als einen Augenblick, dann war ihm schon klar, was sie hierher führte. Und als er Madonna Lisa unter den Abgesandtinnen erblickte, da fühlte er das Glück der köstlichsten Stunde seines Lebens.

Inzwischen tat er, als wüßte er nicht, was sie wollten und bat sie, ihm in die gedeckten Gewölbe der Bastion zu folgen, da der Aufenthalt auf der Mauer bei einer plötzlichen Erneuerung des Sturmes allzu gefährlich sei.

Hier, in dem düsteren, feuchten Gewölbe, wo man den Druck der gewaltigen Steinmassen über sich fühlte, trat Katharina Scala aus dem Schwarm der Frauen vor und begann ohne Umschweife in ihrer sicheren Art: „Wir sind hier namens der Frauen von Brescia, Barbi-

ano, um Euch eine Bitte vorzutragen. Lange genug haben wir die Schmach ertragen, daß unsere Gatten und Söhne den Weg ins Frauenhaus als eine Pflicht gegen die Stadt betrachtet haben. Ich will mit Euch nicht rechten, ob es angetan war, die Rache an König Heinrich so zu verlängern, daß eine Schande für die Frauen von Brescia daraus wurde. Aber nun muß ein Ende gemacht sein. Wir fordern von Euch, Messer Barbiano, daß Ihr die Königin aus dem Frauenhaus entfernt. Ihr mögt sie in einen Kerker werfen, hinrichten oder dem König wieder ausliefern — das gilt uns gleich, nur so viel wollen wir, daß diese Ursache steten Zwistes und der traurigsten Demütigungen für uns entfernt werde."

Da wich das höfliche Lächeln aus dem Gesicht des Messer Barbiano wieder dem eisernen Ernst des Kriegers. Und er sagte mit Nachdruck: „Davon kann keine Rede sein. So leid es mir tut, Eure Bitte abschlagen zu müssen, Madonna Katharina, so muß ich darauf bestehen, daß es beim Alten bleibt. Ganz davon

abgesehen, daß die Kriegskasse nach wie vor der auf diese Weise gewonnenen Beiträge bedarf, so würde jetzt jede angesichts der Anstrengungen des Königs vorgenommene Veränderung wie eine Feigheit ausgelegt werden können."

Auf diese Erklärung Barbianos erhoben die Weiber ein wütendes Geschrei: „Wir dulden es nicht länger! Sie muß fort! Unsere Männer sind Buben geworden! Man schlägt uns! Grimani hat Madonna Lisa bei den Haaren gezerrt und aus dem Haus geworfen!"

Dieser Ruf riß Barbiano hoch empor und ein Leuchten ging aus seinen Augen über seine Stirne. Sein Blick suchte die Augen Lisas und saugte sich an ihnen fest, polypenhaft, als wollte er ihr das Blut entziehen und sie stand zitternd unter seinem Triumph. Es war der Höhepunkt der Entfaltung einer dunklen, lange wühlenden, hartnäckigen Kraft, ein Augenblick, der die Summe eines Lebens in sich barg, tiefstes Leid und köstlichsten Rausch. Die Frauen, die Barbiano starr und unzugänglich sahen, fühlten, daß noch etwas anderes in seiner Weigerung lag,

außer seinem Haß gegen den König noch etwas Rätselhaftes, Abgründiges, etwas Unheimliches, wie eine lange unterdrückte Leidenschaft. Aber nur zwei Menschen wußten, was dies war.

Nun unterbrach Barbiano seine stumme Zwiesprache durch ein Kopfschütteln und sprach ein kurzes, abschließendes, barsches: „Nein."

Da wußte Madonna Katharina, daß jedes weitere Bitten vergebens war und, indem sie sagte: „Gehen wir!" wandte sie sich zur Türe und verließ, von den Frauen gefolgt, das Gewölbe der Bastion.

Draußen stand eine Menge von Frauen, Kopf an Kopf, von den Kriegsknechten mühsam daran verhindert, in das Werk einzudringen. Das Gerücht davon, daß die vornehmsten Frauen der Stadt die allgemeine Sache in die Hand genommen hätten und zu Barbiano gegangen wären, war wie ein Jubelruf durch alle Straßen gelaufen und hatte alle Frauen hervorgetrieben. Beim Anblick der Abgesandtinnen ging ein Summen über den aufgeregten Haufen und dann folgte eine Stille, als ob die Steine

der Mauern und Türme allen Lärm in sich geschluckt hätten.

Von einem Vorsprung neben der Außentreppe zum Wehrgang rief Katharina Scala über die Schar der Frauen hin: „Es war umsonst! Barbiano weigert sich!"

Das Heulen einer Windsbraut brach aus dem empörten und enttäuschten Haufen, Frauenfäuste reckten sich auf und Verwünschungen gegen Barbiano gellten laut empor. Aber da hob Madonna Katharina noch einmal den Arm: „Es macht nichts! Wir werden uns selber helfen!"

Und wieder, wie schon einmal, rief man Katharina begeistert zu, ohne noch zu wissen, was mit ihren Worten gemeint war, nur im gemeinsamen Atmen der Menge, die die Überlegenheit eines Führers bejaht. Katharina selbst war wie verwandelt, die Stolze, Vornehme, die sonst nur schritt und ging, sprang von ihrem Platz herab und stürmte durch die Masse vorwärts, die Nächsten mit sich reißend. Es entstand ein Wirbel und Getümmel, bis endlich der ganze Haufe eine einige Richtung bekam

und sich durch die Hauptstraße dem Domplatz zuwälzte. Noch immer kamen aus allen Seitenstraßen Frauen hinzu und schlossen sich an, und wenn der Auflauf im Anfang nur aus den Frauen der vornehmen Geschlechter bestand, so gesellten sich ihnen jetzt auch die Weiber aus dem Volke. Mächtiger als aller Unterschied der Stände und als die Schadenfreude, mit der man zuerst die Erniedrigung der vornehmen Frauen begrüßt hatte, war jetzt die Gemeinsamkeit des Geschlechtes, das Band, das alle Frauen gegen den Übermut und die Brutalität des Mannes zusammenhält. Jetzt erst fühlten sich die Weiber der kleinen Bürger und Handwerker in den Frauen der Reichen beleidigt und ihr Rachedurst war ebenso heftig, als hätten sie alle Kränkungen und alle Schmach unmittelbar an sich selbst erfahren.

„Zum Frauenhaus," schrie jemand vorne und der hundertfach wiederholte Ruf wölbte sich wie ein gemeinsamer Schild über dem Haufen. Kein Mann stellte sich ihm in den Weg, denn, wer sich gesunder Glieder erfreute, war zum

Dienst auf den Mauern befohlen und nur die Siechen und Greise lagen in den Häusern. So kam der wilde, heißgelaufene Schwarm in die engen Gassen unter dem Kastell und schon von ferne schlug sein Geschrei in die Fenster des Frauenhauses.

Luigi hörte das Getöse und lief die Treppe hinab, um sich zu vergewissern, ob etwa der Feind eingedrungen sei, und darnach rasch seine Vorkehrungen zu treffen. Aber das Geschrei war ihm zu hoch und schrill für den Kampfruf rauher Männerkehlen und als er an die nächste Ecke kam, sah er schon die Vorläuferinnen des Schwarmes herankommen, Frauen mit eilig aufgerafften Stöcken und Hausgeräten, Schürhaken, Besenstielen, Holzhacken.

Da wandte er sich, denn es durchfuhr ihn wie ein Lanzenstoß, daß diese heranbrausende Menge eine Gefahr für Roswitha bedeute. Er wollte das Haustor zuwerfen und verschließen und sich verteidigen, bis, etwa durch einen raschen Boten herbeigeholt, Männer da wären, um die

Wütenden zu bändigen. Von seiner Entschlossenheit und Schnelligkeit hing nun Roswithas Heil ab und bei aller Angst um sie war ihm dies wie ein großes Glück, wie ein köstliches Himmelswunder, denn nun war das lang Ersehnte gekommen, nun sollte sich seine Zeit erfüllen. Von den Frauen, die ihn bereits erblickt hatten, verfolgt, rannte er, so rasch er konnte, zurück. Aber das schwere Tor war tagsüber durch einen Haken in einem Mauerring festgehalten und ehe er das rostige Eisen aus der engen Öse losmachen konnte, waren die Weiber schon herangekommen. Ein Stockschlag traf ihn über den Kopf, aber er stieß die schon Eingedrungenen zurück und keilte sich vor dem geifernden, brüllenden Antlitz der Masse in die Toröffnung ein, Arme und Beine von sich spreizend, daß er, wie auf ein Andreaskreuz geheftet, vor den Frauen stand.

Niemand hatte gesagt, was sie im Frauenhaus wollten, sie wußten es alle ganz von selbst, diese Frauen, in deren Seelen die lange Demütigung zu furienhafter Wildheit umgewan-

delt war. Und nun stellte sich ihnen ein Mann entgegen und verwehrte ihnen den Eingang.

„Gib uns die Königin heraus!" schrie die Frau des Alberico Benzi. „Nur die Königin! Den anderen tun wir nichts!"

In dem Henker Luigi war ein Augenblick der Todesangst gewesen, ein ganz kurzer Moment des Grauens der Kreatur vor dem Nichts, aber das war vorbei, eine stürmische Seligkeit hob ihn über sich selbst, die Gewißheit, für Roswitha sterben zu dürfen. Dies war das heimliche Ziel, dem sein elendes Leben zugestrebt hatte. Fast lächelnd schüttelte er den Kopf.

„Heraus! heraus mit der Königin!" schrie es vor ihm.

Er sah verzerrte Gesichter, krallenhafte Hände, sprühende Wut zu einem ungeheuerlichen Chaos von Raserei ineinandergewirrt. Heilige, du! dachte er. Mein Leben für das deine. Wenn es Gott gefallen wollte, ein so armseliges Leben anzunehmen.

„Macht's kurz!" rief eine Stimme aus dem Haufen, der in der engen Gasse vorwärts wollte.

Ein Hieb mit einem eisernen Haken traf Luigis Stirne, niemand wußte, wer ihn geführt hatte, aber auf einmal war Blut da, rann über die Augen und die Wangen des Mannes und das war wie ein anfeuernder Peitschenhieb für die Masse der wütenden Frauen. Zwanzig Hände faßten zugleich die ausgespreizten Arme Luigis, andere umklammerten seine Beine und suchten ihn mit wilden Rucken vom Platz zu reißen; aber, so schwach er im Grunde war, heute hatte er die Kräfte der Ringer und Athleten und wich nicht aus der Türe. Da sauste abermals ein Hieb gegen seinen Kopf und nun schlugen sie blind und toll auf ihn los, auf seine Schultern, seine Arme, sein Gesicht. Vor seinen Blick zog sich ein roter Schleier, es war ihm, als stürze er kopfüber aus einer großen Höhe, aber noch immer krampfte er sich in der Türe fest. Da schlug ein Beil gegen seine Stirne, ein neuer heftiger Blutstrahl stürzte hervor, er taumelte und sank und über seinen zuckenden Körper hinweg stürmten die Weiber in das Frauenhaus.

Die Dirnen hatten sich alle in die entlegen-

sten Winkel des Hauses verkrochen; obzwar sie aus dem Geschrei vor dem Tor entnommen hatten, daß dieser Auflauf der Königin galt, waren sie dessen noch nicht gewiß, ob die Frauen, da sie nun einmal alle Schranken der Gesittung niedergerissen hatten, ihre Wut nicht gegen alle kehren würden.

Simonetta aber empfand Mitleid mit der Königin und rief ihr im eiligen Vorüber zu: „Flieht! Rettet Euch! Sie suchen Euch! Flieht hinten heraus!" Roswitha dachte jedoch nicht daran, zu fliehen, denn sie wußte, daß nun ihr Schicksal seiner Vollendung nahte, und sie war mit der Seligkeit einer Glaubenszeugin bereit, das Letzte zu ertragen. Sie wußte, oben saß ihre Herrin mit den anderen Frauen in Todesangst vor dem Lärm, dessen Ursache sie vielleicht nicht kannten; sie hatten noch um ein Leben zu bangen, ihnen leuchteten Brücken der Hoffnung in die Zukunft; Roswitha empfand dieses Letzte aber nicht einmal mehr als Opfer; eine schon Gestorbene, deren Leben vernichtet war, überlieferte sich der Zerstörung.

So trat sie dem stürmenden Haufen ruhig in der Halle entgegen und beantwortete das Fragegeschrei, ob sie die Königin sei, mit einem entschlossenen Bejahen. Da fiel der Schwarm über sie her, faßte sie unter erbitterten Schlägen an den Armen und am Hals, zerrte sie durch den Raum, daß ihre Knie knickten und die Beine hinten nach schleiften. Noch wußten sie nicht, was sie mit der Feindin beginnen sollten, aber als eine Stimme schrie: „An die Schandsäule mit ihr!" da war es ihnen, als seien sie längst alle darüber einig gewesen.

Heulend und kreischend, unter Stoßen und Drängen, schleppten sie die Dulderin über die Treppe hinab, rissen sie nach jedem Stolpern wieder an den Haaren empor, verdrehten ihr die Arme nach rückwärts, brachen ihr mit wilden Griffen fast die Finger und tobten gegen den wehrlosen Körper mit der ganzen Wildheit einer grausamen Zeit, die sonst mit dem kostbaren Brokat der Wohlgezogenheit verhüllt war.

Als Roswitha durch das Tor gezerrt wurde, sah sie unter den Füßen der Wütenden einen zer-

malmten Körper, dessen Gesicht eine unkenntliche Masse von Blut und Kot war. Aber an der Kleidung erkannte sie ihren Wächter und wie eine Erleuchtung stand es plötzlich in ihr, daß er für sie gestorben war und da wurde ihm die Vergebung zuteil, um die er als Lebender erfolglos gerungen hatte. So würde sie nach kurzer Zeit daliegen, mit verrenkten Gliedern, zerquetschtem Leib und einem blutigen Brei anstatt des Kopfes — aber schon war sie über den Leichnam hinweggerissen und die enge Straße entlang gestoßen.

Der Pranger stand auf dem kleinen Platz vor dem Palazzo Municipale, und noch war der Stein vom Sonnenschein durchwärmt, der ihn vor kurzem verlassen hatte, um an der figurengeschmückten Front des Rathauses empor zu klettern. Wie wartend und lauschend hatte der menschenleere Platz dagelegen, wie angstvoll erbebend vor dem Hämmern des Sturmes der Königlichen gegen die Mauern der Stadt. Nun aber ergoß sich der bunte Strom der Frauen aus einer engen Gasse in seine angstvolle Stille,

schwoll an, brandete bis in seine Winkel und erfüllte ihn mit einem Lärm, in dem das ferne Getöse des Kampfes unterging. Durch den schreienden Schwarm wurde Roswitha vorwärts getrieben, man sah ihren Weg an den gehobenen und gesenkten Fäusten; die Kleider hingen in Fetzen um sie, ihre nackten Schultern trugen blutunterlaufene Male und ihr Kopf baumelte kraftlos vornüber, sie fühlte keine Einzelnheiten des Schmerzes mehr, nur ein großes Flammenbad, in das sie ganz getaucht war.

Man stieß und zog sie die steinernen Stufen zu dem großen Sandsteinblock hinan, aus dem die Schandsäule wuchs und ein lautes Gelächter erhob sich rings, als man die Gemarterte hoch oben den Blicken aller preisgegeben sah und die Frau eines Gewürzkrämers ihr die letzten Fetzen der Kleidung vom Leibe riß. Roswitha war, als sie von den Fäusten losgelassen wurde, unfähig, sich aufrecht zu halten und sank an der steinernen Säule zusammen; aber auf einmal waren Stricke da, sie wurde in die Höhe gezerrt und an den Pranger gebunden, so daß ihre selbst

noch in aller Qual leuchtende nackte Schönheit über den tobenden Schwarm der Weiber hinstrahlte.

Und es war, als ob bei diesem Anblick die Wut der Frauen noch durch den Neid angestachelt würde; ein solches höhnendes Lachen brauste rings um den Sandsteinblock, und so wild war die Bosheit der Beschimpfungen und Drohungen, die da emporschlugen, daß niemand hätte ahnen können, die Blüte von Brescias Frauenwelt befinde sich unter der heulenden Menge.

Plötzlich aber entstand ein überraschtes und angstvolles Kreischen an der Mündung der kurzen Gasse, die den Rathausplatz mit dem Domplatz verband und ein unwiderstehlicher Stoß schien die Masse dort zu teilen und vor sich her zu treiben. Es wirrte sich ein Knäuel zusammen, aus dem ein Wirbel entstand, dessen Umdrehung sich fortwälzte, dem Pranger zu, an dem Roswithas nackter Leib leuchtete.

Wirres Fragen und Schreien brauste durcheinander und im Zusammenprall mit einer Schar von Männern, die sich ungestüm vorwärts

drängten, verbreitete sich Ernüchterung und Angst und verflatterte die Wut in kleinmütige Verzagtheit.

Unaufhaltsam drang der bewaffnete Haufe vor und je mehr er sich dem Pranger näherte, desto bereitwilliger wich man vor ihm zurück, räumte seiner eisernen Entschlossenheit den Weg, und die Frauen der vornehmen Geschlechter verkrochen sich, endlich zur Besinnung gebracht, hinter die Weiber der Bürger und Handwerker, voll Scham, über dem Ungeheuerlichen betroffen worden zu sein.

Nun war der letzte Ring durchstoßen, der Führer sprang, den Degen in der Hand, mit zwei Sätzen die Treppe zum Pranger hinan und angesichts der ganzen Menge stand Alessandro Scala vor dem nackten Leib der Geliebten, seiner Mutter gegenüber. Während die anderen Frauen bei seinem Nahen von dem Sandsteinblock geflohen waren, hatte Madonna Katharina ihren Platz nicht verlassen und trat nun, im Bewußtsein richterlichen Rechtes dem Sohn entgegen, mütterlich hoheitsvoll und ernst.

„Willst du auch an deine Mutter Hand anlegen?“ fragte sie.

Da schlug flammende Empörung in Alessandro auf und weit entfernt, durch den Pomp dieser Würde eingeschüchtert zu sein, sammelte sich alles in ihm, was er der kaltherzigen Hoheit seiner Mutter jemals an Widerspruch und stummer Feindseligkeit in sich entgegengesetzt hatte und wurde hart und fest, wie glühender Stahl zum blanken Beil wird. Während seine bewaffneten Knechte scheu vor der Herrin zurückwichen, streckte er die Hand nach ihrer Schulter aus: „Geh' mir aus dem Wege!“ schrie er.

„Was willst du tun? Wir Frauen richten heute!“ antwortete Madonna Katharina, ohne sich vom Platze zu rühren.

Da faßte Alessandro seine Mutter an, schüttelte sie und stieß sie dann wild und kraftvoll von sich, daß sie zurücktaumelte, wankte, fehltrat und mit einem Schrei von dem Sockel des Prangers unter die stumme Menge der Frauen stürzte.

Ohne sich nach ihr umzusehen, raffte er den ihm entfallenen Degen auf und schnitt mit einem einzigen Ruck die Schlingen durch, die Roswitha an die Steinsäule hielten. Dann warf er seinen Mantel über die Zusammensinkende, hob sie empor und trug sie sorgsam die Stufen hinab und durch den Schwarm der Frauen davon, die ihm entsetzt und begeistert ins Gesicht starrten.

Alessandro Scala hatte den ganzen Tag auf den Mauern zugebracht, in schwerer Rüstung fechtend, einmal von einem brennenden Pechkranz fast versengt, einmal von einem schweren Balken beinahe von der Mauer geschleudert, für welchen Gruß er sogleich seinen Dank gab, indem er eine schon angelegte Sturmleiter samt den daran geklammerten Kriegern von der Mauer zurückstieß, daß die Männer in weitem Bogen auf das Pfahlwerk des Grabens geschleudert wurden. Sein Kämpfen war stumpf und blind, ohne heldenhafte Freudigkeit, mutig aber ohne Lust am Gewaffen, nur aus einem dunkeln Drang, den Feind von der Stadt abzuwehren, was ihm jetzt für seine Liebe wichtiger schien, als dessen Sieg, ohne daß er hätte sagen können, warum. Er schlug drein, ohne zu denken und erst, als er gegen Abend müde zu werden begann und die Arme sinken ließ, kam es

wie eine seltsame Unruhe über ihn, so daß er sich erstaunt nach dem Grund fragte. Es war ganz gewiß nicht die Furcht vor dem Feind, denn der hatte während eines ganzen Tages keinen irgendwie nennenswerten Vorteil zu erreichen vermocht, sondern wie das Vorgefühl einer Gefahr, die sich in der Stadt selbst bereitete.

Endlich wurde dieses Gefühl so stark, daß ihm ein dumpfer Schmerz in den Kopf stieg und sein Herz begann so mächtig zu hämmern, daß ihm der Atem versagte. Da verließ er seinen Posten auf der Mauer und ging geradenwegs und wie auf eine höhere Weisung in sein Haus, ohne sich zu fragen, was er dort eigentlich suche. Sein Haushofmeister überreichte ihm einen Brief, der in seiner Abwesenheit abgegeben worden war, und als Alessandro Barbaras Mitteilung gelesen hatte, änderte sich sein Zustand, wie der eines Nachtwandlers bei plötzlichem Erwachen. Die aus der Ermüdung stammende Überreiztheit schwand in einem einzigen Augenblick und sogleich stand klar vor ihm,

was nun zu geschehen hatte. Das Leben hatte ein neues Antlitz gewonnen, das er jubelnd begrüßte und nun gab es kein Bedenken mehr für ihn. Ohne Verzug bewaffnete er seine Dienerschaft und rückte an ihrer Spitze aus, um die Königin, die nun niemandes anderen Königin war als die seine, aus dem Frauenhaus zu befreien, und wenn es nötig sein sollte, bewaffneten Widerstand mit Gewalt zu brechen.

Aber vor dem Tor des Frauenhauses lag ein Leichnam und in der Halle saßen die Frauen verstört herum, schrien bei seinem Anblick vor Entsetzen und es bedurfte längeren Fragens, bevor Alessandro ausgeforscht hatte, was hier geschehen war. Nur einen Herzschlag lang hatte er, endlich im vollen Besitze der Kundschaft, mit geballten Fäusten dagestanden, ein Ringer, dem kurz vor Erreichung des Zieles das Schicksal mit äffischem Grinsen ein Hindernis in den Weg wirft; dann war er losgesprungen und an der Spitze seines Haufens nach dem Rathausplatz gerannt.

Nun hatte er Roswitha in sein Haus ge-

rettet, nun hatte er sie auf sein Lager gebettet und war um die Bewußtlose mit aller Zärtlichkeit bemüht. Die Diener, deren er zur Herbeischaffung von Wasser und Verbandzeug und zu allerlei Handreichungen bedurfte, befolgten seine Befehle mit unsicherem Gebaren und scheuem Blick, denn es schien ihnen, als sei der Verstand ihres Herrn getrübt und das Unheil in dieses Haus gekommen. Alessandro aber hatte ganz vergessen, was sich zwischen ihm und seiner Mutter Schreckliches zugetragen hatte und wußte nichts und sah nichts als das unendliche Glück, Roswitha für sich gewonnen zu haben. Er wusch ihre Schläfen mit Essenzen, legte feuchte Tücher auf ihre blutunterlaufenen Schultern und den zerkrallten Hals, und als er nichts mehr zu tun hatte, schlang er die Finger ineinander, trat zurück und betrachtete seine holde Beute.

Ein kühler Nachthauch kam durch das offene Fenster, machte Roswitha in ihren feuchten Tüchern frösteln und brachte sie zur Besinnung. Sie schlug die Augen auf, ließ einen aus dumpfer

Verlorenheit zurückkehrenden Blick durch das Zimmer gehen und sah mit Erstaunen die unbekannten Gegenstände um sich her, die Vorhänge aus Brokat, den hohen, geschnitzten Wandschrank, an der Stelle neben der Tür, wo sie ihre hölzerne Gottesmutter zu suchen gewohnt war, das in die Wand eingelassene Mosaikbildnis eines segnenden Christus, die Ampel aus rotem Glas über sich und zuletzt sah sie den jungen Mann, der wie anbetend vor ihr stand und dem nun die Freude, sie erwachen zu sehen, die Sprache nahm.

Roswitha fragte nicht und erst als Alessandro sie ansprach: „Ihr seid bei mir, Ihr seid gerettet!" kehrte ihr Blick wieder von dem offenen Fenster zu ihm zurück.

„Entsinnt Ihr Euch dessen, was geschehen ist?" fuhr der Retter fort.

Da nickte Roswitha, aber es kam zu keinem Dank, denn nun brach plötzlich die Unruhe über sie herein, die bange Frage, was mit der Königin geschehen sei und sie versuchte, sich zu erheben.

„Was wollt Ihr?" beschwichtigte sie der besorgte Alessandro, „Ihr seid hier in Sicherheit vor den wütenden Weibern."

„Meine Frauen . . .!" hauchte Roswitha.

„Bleibt ruhig. Sie sind alle im Frauenhaus zurückgeblieben. Der Königin ist nichts geschehen. Der Himmel hat Euer Opfer angenommen."

Über Roswithas Gesicht ging ein Zucken, aber unfähig, ihre Rolle mit Nachdruck aufrecht zu erhalten, sagte sie nur: „Was redet Ihr da?"

Und nun drängte Alessandro sein fröhliches Wissen nicht länger zurück, berichtete, daß er heute erst, beinahe zu spät, erfahren habe, daß Roswitha für die Königin eingetreten sei und lag plötzlich, stammelnd und schluchzend vor ihrem Lager auf den Knien, das Gesicht in die weiche Decke vergraben. Als er ein wenig ruhiger geworden war, hob er sich halb empor und sah Roswitha lächelnd ins Gesicht, sie aber sah den über sie Geneigten nicht, sondern suchte mit

zusammengezogenen Brauen in der Verworrenheit der Gegenwart den Pfad zur Zukunft.

„Jetzt bleibt Ihr hier!" sagte Alessandro nach einem langen Schweigen. „Bei mir . . . in meinem Haus."

„Nein," gab Roswitha kopfschüttelnd zur Antwort, „ich muß zurück."

In Alessandro aber war das Bewußtsein jauchzender Kraft: „Ich lasse Euch nicht mehr, nun, da ich Euch endlich gewonnen habe. Mein ganzes Leben hängt an Euch, wißt Ihr denn nicht, Roswitha, daß ich Euch liebe? . . . Ihr müßt es wissen, denn das war meines Wesens ganzer Grund. Wäre denn sonst nicht das Begehren übermächtig geworden?"

Da sah sie ihm voll und dankbar ins Gesicht und legte ihre Hand leicht auf die seine. „Ich muß zurück . . . die Königin . . .!"

„Noch in dieser Nacht bringe ich sie heimlich aus der Stadt." Das Unerhörteste wäre Alessandro in dieser Stunde nur wie ein Kinderspiel erschienen und so war ihm diese Aufgabe, für die er im Augenblick hundert Mittel und Wege

wußte, nicht mehr wie ein leichter Atemhauch auf dem blanken Spiegel seines Glückes.

„Man wird mich zurückfordern, man wird Euch zwingen, mich herauszugeben, denn man hält mich für die Königin."

„Wenn die Königin in Sicherheit ist, so können wir vor aller Welt erklären, daß Ihr Roswitha von Hochhaim seid."

„Wird man es Euch glauben? Man wird Beweise verlangen. Der Mann, der einen Zeugen wußte, ist tot."

„Ich kenne den Zeugen", jubelte Alessandro, „ich habe seinen Brief."

„Und wenn man es Euch glaubt, so wird man Euch töten, weil Ihr der Königin zur Flucht verholfen habt."

„So fliehen auch wir. Man wird mich draußen gut aufnehmen, denn ich bin der Retter der Königin."

Da schlug Roswitha die Hände vor das Gesicht und schrie schmerzlich auf: „Nein ... nein! Nicht hinaus ... Ich bin eine Dirne geworden, ich habe den Männern zur Lust gedient."

Aber Alessandro zog diese armen, zerrissenen, mit Wunden bedeckten Hände sanft von ihrem Antlitz, sah die Augen und den süßen Mund wieder erscheinen und sagte mit überzeugendem Nachdruck: „Eben das gibt mir ein heiliges Recht auf Euch. Wir bleiben. Man wird nicht wissen, daß ich die Königin aus der Stadt gebracht habe. Und wenn man es erfährt, so habe ich Macht und Ansehen genug, um den Prozeß niederzuschlagen. Enrico Tosio ist mein Freund. Und Euch nehme ich an mich, denn das Frauenhaus hat keinen Anspruch auf die, der ein Bürger der Stadt die Hand zur Vermählung reicht und so ist alle Schande gelöscht."

Roswitha hatte den Kopf von dem jungen Mann abgewendet und hörte seine Worte wie eine sanfte, schwellende, beredsame Brandung aus weiter Ferne, wie die begütigende Stimme der Unendlichkeit, der man sich vertrauensvoll überlassen kann, die allen Schmerz auflösen möchte und deren Milde man mit dem schwarzen, stumpfen Weh der Kreatur Widerstand leisten muß. Sie sah sich und ihren Schmerz wie

im Bilde eines regungslosen dunkeln Basaltblockes, der vergebens von den lichten sanften Wundern des Mondscheins umspielt wird und der, in sich selbst gebannt, niemals aus seiner Erstarrung erlöst werden kann. Ihre Seele war voll bitterer Trauer, daß so viel herzquellende Güte umsonst verrinnen mußte; um sie!

Und so sagte sie, ohne Alessandro anzusehen, den Blick fest auf eine Truhe geheftet, in deren schwarzes Holz Greifen und Dämonen aus Elfenbein und Perlmutter eingelegt waren: „Es ist umsonst, Messer Alessandro, Ihr habt mir so viel Liebes und Gutes erwiesen, Ihr habt mir eine so redliche Freundschaft erzeigt, daß es von mir eine üble Dankbarkeit wäre, wollte ich Euren Antrag annehmen und Euer Leben durch mich besudeln. Es ist unauslöschbar, was mir geschehen ist und Eure Laufbahn, die in eine helle Zukunft weist, würde durch mich nur ins Dunkle gewendet. Ein Mann wie Ihr, der vielleicht zu Großem in seiner Stadt berufen ist, bedarf vor allem der Achtung seiner Mitbürger."

Da Roswitha ihre Rede so gesetzt hatte, daß es auf nichts anderes anzukommen schien, als ihre Bedenken gegen Alessandros Großmut zu überwinden und ihrer Scheu vor einem verderblichen Einfluß auf sein Leben ein Ende zu machen, bemühte sich Alessandro nun mit doppeltem Eifer um ihre Zustimmung. Er führte zwei Beispiele aus den letzten dreißig Jahren an, wo aus solchen Bündnissen die glücklichsten und zufriedensten Ehen geworden waren und sprach immer eindringlicher, mit lebhaft blitzenden Augen und einem Ausdruck fast kindlicher Ehrfurcht in seinem Gesicht. Und da sah nun Roswitha ein, daß sie ihm die schwere Enttäuschung nicht ersparen könne, daß sie seine gütige, opferfrohe Liebe verwunden müsse, indem sie ihm offenbarte, was sie so gerne verschwiegen hätte.

„Und wenn ich auch Euren Gründen nichts mehr entgegensetzen wollte, Messer Alessandro, so kann ich doch niemals Eure Güte annehmen. Denn — verzeiht mir, wenn Ihr könnt — ich trage eine große Liebe in mir. Draußen im

Heer des Königs kämpft mein Verlobter Herbolo von Polhaim und die Treue gegen ihn reicht bis über das Grab meiner Ehre hinaus, bis an den Tod."

Sie wagte nicht, ihren Retter anzusehen und es war ganz stille im Gemach, bis nach einer unendlich langen Zeit eine fremde Stimme sagte: „Dies . . . dies ist ein Grund . . . dem ich mich . . . unterwerfen muß."

Und dann sah Roswitha Alessandro in das Feld ihres abgewandten Blickes schreiten und hindurchgehen, bis zu dem gedoppelten, rundbogigen, durch ein gewundenes Säulchen geteilten Fenster. Sie sah ihn das gedrehte Säulchen mit einer Hand anfassen, sich mit der Schulter dagegen lehnen und in die Nacht hinausstarren.

Lange lag sie so, das Bild des Enttäuschten vor den Augen, bis Schmerz und Erschöpfung in eine rauschende Dunkelheit zusammenrannen, die der Schlaf als Decke über sie breitete.

Alessandro aber wich nicht, schaute nicht hinter sich und alle seine Sinne waren so in ihre

Tiefen zurückgedrängt, daß er nicht wahrnahm, wie nach einem längeren Schweigen wieder das Getöse des Sturmes begann, näher und lauter als vorher, während sich eine purpurne Röte in den Baldachin des Nachthimmels fraß. Dies alles war ihm ohne Deutung und Beziehung zu seinem Schicksal.

Kurz nach Mitternacht kam der Haushofmeister in das Gemach, sah mit scheuen Blicken um sich, nach der Schlafenden auf dem Lager, nach dem dunkeln Mann am Fenster und schlich sich auf Zehenspitzen an ihn heran. „Herr," sagte er, „es ist sehr spät geworden und Madonna Katharina ist nicht zurückgekehrt. Wir sind besorgt um sie und es heißt, der Feind hätte an der Porta Venezia Raum gewonnen und die Stadt sei in Gefahr."

Und als er von Alessandro keine Antwort bekam, da fuhr er dringender fort, indem er seine Stimme erhob: „Wir müssen Madonna Katharina suchen lassen, Herr . . . befehlt, was geschehen soll."

Alessandro wandte sich um und der Haus-

hofmeister wich erschrocken vor ihm zurück, denn das wohlbekannte Gesicht war so blaß und verzerrt, als habe er den Tod gesehen. So hatte der Vater des Haushofmeisters ausgesehen, wenn er, dem die Gabe des Fernsehens geworden war, irgendein Unglück vorausgeahnt hatte. So fernhinblickend, so apokalyptisch sah Alessandro aus, daß es den Haushofmeister angstvoll durchfuhr, er müsse irgendwie um das Schicksal seiner Mutter wissen und dieses Schicksal müsse Grauen und Entsetzen sein.

Aber Alessandro hob langsam die Hand und der Haushofmeister sah an dem Auf und Ab der Gurgel, daß er sprechen wollte. Endlich brachte er die Worte hervor: „Sie wird schon kommen! Geh' hinaus, leise, damit sie nicht aufwacht."

Und damit wandte er sich wieder ab, dem Fenster zu, und dem Haushofmeister blieb nichts anders übrig, als, wie ihm befohlen war, geräuschlos das Gemach zu verlassen, in großer Sorge um das Schicksal seiner Herrin und um den Zustand Alessandros, der so aussah, als sei er vom bösen Blick getroffen worden.

Die Röte am Morgenhimmel stand hoch über den Dächern und es entstand allmählich ein Laufen und Rufen auf der Straße vor dem Palazzo der Scalas, das verworrene Getümmel von aus dem Morgenschlaf gerissenen Menschen. Im ersten fahlen Frühlicht, das mit dem Schein des Brandes zu einem rötlichen Grau gemengt war, eilten Gruppen von Leuten vorüber, zumeist Frauen, aber auch Bauern, die sich von dem Dienst auf den Mauern gedrückt hatten und nun durch die Angst und die Neugierde aus ihren Verstecken hervorgetrieben wurden. Schon sah man die Flammen über die Dächer emporklimmen, in einem wilden, phantastischen Tanz, der die steilen, zackigen Umrisse der Türmchen, der verzierten Pfeiler, der Kirchen und Häuser in einem anderen Element nachzuahmen und zu verhöhnen schien, eine Flammenarchitektur, die Untergang und Tod bedeutete.

Wie eine Herde Schafe dem brennenden Stall zuläuft, so rannten die Menschen dem nicht mehr fernen Flammenspiel zu, das auf seinem Gezüngel das Geprassel von stürzenden Balken

und das Geschrei von Kämpfenden emporzutragen schien. Aber, als der junge Tag die Röte von den Fronten der Häuser und aus den Winkeln der Straßen zu wischen begann und dafür die schweren Rauchwolken sichtbar machte, da begann der Strom zurückzufluten. Zuerst staute er sich vor den Fenstern des Palazzo Scala, Zurückkehrende und Nachdrängende prallten gegen einander, Arme reckten sich deutend und winkend aus der Menge, ein wüstes Geschrei entstand, das schließlich in einen gemeinsamen Ruf der Angst endete. In Schwärmen stob es unten vorüber, dann zerbröckelte der Zug in Gruppen und zuletzt liefen nur mehr Einzelne vorbei.

Nun lag die Straße für kurze Zeit leer, aber ein feines Klingen und Klirren kam dafür näher, das Genetz von tönendem Stahl, das über dem Nahkampf von Männern gespannt ist. Plötzlich brach ein Haufe von Bewaffneten um die Ecke, in atemloser Hast, wild hinter sich blickend, eine Anzahl von todmüden, verwundeten Männern mit zerhauenen Schilden, die alle Hoffnung auf Widerstand von sich geschleu-

dert hatten. Einer von ihnen warf den Blick nach den Fenstern des Palazzo Scala empor und da sah er den Führer oben stehen, der während des entscheidenden Kampfes gefehlt hatte. Und im Laufen rief er hinauf: „Messer Alessandro, der Feind ist in der Stadt, rettet Euch“ . . .

Das Wort durchschlug wie ein schwerer Stein die Wand, die zwischen Alessandros Seele und der Wirklichkeit stand, er hörte den Ruf, er faßte seinen Sinn und er sah, daß die flüchtenden Männer da unten Leute seines eigenen Fähnleins waren, das er im Stich gelassen hatte. Und da wußte Alessandro auch, was ihm noch zu tun übrig blieb, schritt aus dem Gemach, wo Roswitha noch immer ihren krampfhaften schweren Schlaf weiterschlief, und nahm im Vorraum Helm, Schild und Schwert an sich, die hier in einer Ecke lagen.

Während er noch die Helmriemen festschnallte, stürzte der Haushofmeister jammernd und zitternd herbei und wollte sich an seinen Arm hängen, aber Alessandro schüttelte ihn ab,

ohne ein Wort zu sagen, und stieg klirrend die Treppe hinab. Im Augenblick, als er das Haus verlassen wollte, sah er einen fremden Reiter mit einem Satz vom Pferde und mit einem zweiten die Stufen zum Tor hinanspringen. Der Harnisch war verbeult und von Rauch geschwärzt, der Helm zerspalten, auf dem Schild zeigte der deutsche Adler seine Fänge.

Dumpf und dröhnend brüllte es Alessandro aus dem Erz des Helmes entgegen: „Gebt mir Roswitha heraus. Sie ist bei Euch im Hause . ."

Da wußte Alessandro plötzlich, wen er vor sich hatte, wer ihn da mit dem blanken Schwert ansprang, und anstatt aller Antwort holte er aus und schlug dem Tieferstehenden seine Klinge in die linke Schulter. Aber noch hatte er nicht Zeit gehabt, sein Schwert zurückzuziehen, da fuhr ihm das des Fremden von unten in die Gurgel, das Helmband entzweischneidend. Alessandro stürzte und Mann und Helm kollerten zugleich die Stufen herab, auf die Straße.

Herbolo aber nahm sich nicht die Zeit, nach

dem Gefallenen zu sehen, sondern sprang ins Haus, trieb die entsetzte Dienerschaft durch seinen bloßen Anblick in die Flucht und raste durch alle Zimmer, bis er Roswitha gefunden hatte. Er schleuderte seinen Helm von sich, riß die Schlafende so ungestüm empor, daß sie mit einem Schrei erwachte, und küßte sie.

Das Blut aus seiner Wunde rieselte über ihr blasses Gesicht. Inzwischen waren zwanzig schwäbische Reiter vor dem Palazzo Scala abgesessen und hatten alle Ausgänge besetzt. Herbolo trug Roswitha auf den Armen herab, hob sie auf sein Pferd und brachte sie mit seinen Reitern aus der brennenden Stadt und dem Gemetzel in den Straßen.

Der Haushofmeister aber, dessen Verzweiflung jetzt seine Angst überwog, rannte davon, um Madonna Katharina zu suchen. Er fand sie bei ihrer Freundin Lisa Grimani, wo sie die Nacht zugebracht hatte, entschlossen, nicht eher in ihr Haus zurückzukehren, als bis sie es nicht mehr mit Alessandro teilen müßte. Nun konnte sie kommen, sie folgte dem Haushofmeister ohne

ein Wort der Klage, sie trat festen Schrittes zu dem Toten, der indessen im Flur aufgebahrt worden war, und stand zu Häupten der Leiche, regungslos, mit starrem Gesicht, ohne Tränen in den weitgeöffneten Augen, die hinter aller Verworrenheit der Geschicke die geheimen Zusammenhänge zu sehen schienen.

Schwer züchtigte der Grimm des Königs die eroberte Stadt. Kaum war in dem erbitterten Richter der sonst so Ritterliche zu erkennen und es war, als wollte er in diesem einen Falle alles wett machen, was er sonst durch allzugroße Milde und Nachgiebigkeit gefehlt und versäumt hatte. War die Frechheit früher an seiner raschen Verzeihung gewachsen, so sollte sie nun vor seinem Zorn klein werden. Obzwar seine Ehre vor dem Alleräußersten bewahrt worden war, so war doch das bloße Vermeinen, die Absicht allein so ruchlos und teuflisch, daß sie mit aller Strenge gesühnt werden mußte. Einen Augenblick lang hatte der böse Feind in der Seele des Königs das Wort geführt und ihm geraten, den Frauen von Brescia eben jenen Schimpf anzutun, den man der Königin hatte antun wollen, und sie in die Frauenhäuser Deutschlands zu verschicken. Dann aber scheute

seine Gerechtigkeitsliebe vor diesem Gericht über Unschuldige zurück und hielt sich bloß an die Männer, deren Angesehenste, darunter die Spitzen der Signoria mit Enrico Tosio auf dem Rathausplatz unweit des Prangers mit dem Schwert hingerichtet wurden. Nur einer, der Allerschuldigste, entging dem Strafgericht. Francesco de Barbiano hatte sich, als er die Stadt verloren sah und ihm von einem Häuflein Nürnberger Kriegsknechte in der offenbaren Absicht, ihn lebendig zu fangen, nachgesetzt wurde, selbst getötet.

Nachdem der Stadt eine harte Kriegssteuer auferlegt und diese eingetrieben worden war, nachdem auch König Heinrich die Verwaltung der Stadt geordnet, einen Gouverneur eingesetzt und ihm die Besatzung angewiesen hatte, stand seinem Abzug aus Brescia und der Fortsetzung des Marsches auf Rom nichts mehr im Wege. Der letzte Tag des Aufenthaltes in der Stadt sollte nun einem Fest gewidmet sein, durch das gewissermaßen die Sühne der düsteren Vorgänge vollendet und die Schande, die der welsche Feind

deutschem Blut angetan, vollkommen ausgetilgt werden sollte.

Der Aufenthalt in Brescia sollte durch das Fest der Vermählung Roswithas mit Herbolo von Polhaim beschlossen werden.

Es hatte lange gedauert, bevor die Königin ihrer Retterin die Einwilligung dazu abgerungen hatte. Nach ihrer Entführung aus der brennenden, von Getöse erfüllten Stadt, war Roswitha vollkommen zusammengebrochen, hatte tagelang kein Wort gesprochen, als ob ihre Kraft nur eben so lange gereicht habe, als sie ihrer bedurfte, und war unempfindlich gegen alles geblieben, was ihr an Liebe und dankbarer Zärtlichkeit dargebracht wurde. Ja es war, als ob sie nicht einmal Bekannte und Freunde von Fremden unterscheiden könnte, und die Worte Herbolos, des Königs und der Königin gingen ohne Zeichen des Verständnisses und der Anteilnahme an ihr vorüber. Schon begann man zu fürchten, daß Roswithas Geist unter ihren furchtbaren Erlebnissen gelitten habe und daß man niemals imstande sein werde, ihr das un-

erhörteste aller Opfer zu vergelten, als man an einer Wiederkehr der Sprache und der Aufnahme der Beziehungen zu Menschen und Dingen bemerkte, daß sie gerettet sei.

Nun strömte der Dank der Beglückten in reichster Fülle über sie hin und Roswitha ließ wie eine Genesende mit einem wehmütigen Lächeln alles über sich ergehen, was das königliche Paar an Auszeichnungen, Ehren und Liebeserweisen nur zu ersinnen wußte.

Als aber die Königin zum erstenmal mit dem Plan hervorkam, sie noch in Brescia selbst mit Herbolo zu vermählen, da wurde ihr ein unter Schauern hervorgebrachtes, entschiedenes Weigern zur Antwort. Herbolo selbst wagte nicht, in die Geliebte zu dringen, und überließ es ganz der Königin, für ihn zu werben. Er hätte keine bessere Vertreterin seiner Wünsche finden können, als die Gerettete, die in diesem Bund die harmonische Auflösung aller Wirrungen sah, die Versöhnung mit dem Schicksal, den Ausgleich im Namen der Vorsehung Gottes. So ließ sie nicht ab, Roswitha zu bestürmen, und gab

schließlich die Entscheidung für deren allmählich schwankend gewordene Entschlüsse dadurch, daß sie sagte, nur auf solchem Wege könne sie, die Roswithas Opfer angenommen habe, wieder den Frieden des Gewissens und des Gemütes finden.

Es kam ein Abend, wo sie eilig um Herbolo von Polhaim senden durfte, damit er von seiner Geliebten selbst vernehmen könne, daß sie bereit sei, seinen Wunsch zu erfüllen.

Zitternd vor Freude stand er vor ihr und mußte an sich halten, um nicht mit einem stürmischen Ausbruch Roswithas Zaghaftigkeit zu verletzen.

„Aber“, setzte die Geliebte hinzu, nachdem sie erklärt hatte, daß sie dem Wunsch der Königin und dem seinen fügen wolle, „hier vor der Königin, deren Zeugenschaft ich anrufe, sollst du mir schwören, daß du mich nicht früher begehren wirst, daß du keinen Anspruch erheben wirst, bevor ich nicht selbst so weit bin, daß ich mich dir frei gewähre.“

Ohne Bedenken legte Herbolo die Schwur-

finger der Rechten auf den Kreuzgriff seines Schwertes und leistete den verlangten Eid.

Nun wurde das Fest der Vermählung mit großer Pracht zugerichtet und König Heinrich selbst führte die Braut in den Dom, wo der Hofkaplan der Ehe den Segen des Himmels erflehte. Roswitha sah nicht auf, denn sie fürchtete, auf irgend einem der Gesichter ringsum einen Zug des Hohnes wahrzunehmen, und so entging es ihr, daß manchem der harten Kriegsleute Tränen in den Augen standen, daß selbst die Leichtfertigsten ganz zutiefst gerührt waren und daß nichts um sie war, als eine bewundernde Liebe. Sogar das Volk von Brescia, das sich in den Straßen drängte, war nun, da die Wahrheit an den Tag gekommen war, ergriffen, und viele von den Frauen, die sich damals beteiligt hatten, als man Roswitha zum Pranger zerrte, konnten nun ein reuevolles Schluchzen nicht zurückhalten.

Als der Zug aus dem Dom kam, gab es einen kleinen Tumult. Ein Weib wollte durchaus die Reihe der deutschen Lanzenträger durch-

brechen, um zu Roswitha zu gelangen, und mußte mit Gewalt und derben Stößen in die Menge zurückgedrängt werden. Es war die Gewürzkrämersfrau, die damals Roswitha die Kleider vom Leib gerissen hatte und die sich zu ihren Füßen niederwerfen wollte, um ihre Verzeihung zu erflehen. Roswitha, die noch immer den Blick gesenkt hielt und nur die Unruhe und die unterdrückten Rufe hörte, zuckte zusammen und wurde sehr blaß, denn sie glaubte, daß ihr aus der Menge ein neuer Schimpf zugedacht gewesen sei.

Das Festmahl fand im großen Sitzungssaal des Rathauses statt, und wenn Roswitha ans Fenster getreten wäre, so hätte sie sehen können, daß man den Pranger mit kostbaren Stoffen belegt und die Säule mit Blumen umwunden hatte. Aber sie hatte vom König erwirkt, daß sie gleich nach der Einsegnung in der Kirche mit Herbolo, der von Heinrich weiterer Kriegsdienste enthoben worden war, die Heimreise antreten dürfe und daß selbst die Zeremonie des Beilagers auf einen späteren Zeitpunkt verschoben

wurde. So blieb sie nur so lange, bis der erste Umtrunk auf ihr und ihres Gatten Wohl getan worden war, und nahm dann von dem Sekretarius des Königs eine umfangreiche Urkunde entgegen, in der sie zur Eigentümerin eines königlichen Gutes im Luxemburgischen gemacht wurde. Nach einem schmerzlichen Abschied von Heinrich und seiner Gemahlin folgte sie, von einer Ehrenwache geleitet, ihrem Gatten nach dem Palazzo Tosio, wo schon die letzten Vorbereitungen zur Abreise getroffen wurden.

Eine halbe Stunde später kam der alte Godeschalk, den sie vorhin im Festsaal zu kurzer Zwiesprache beiseite genommen hatte, und brachte einen in ein kostbares Seidentuch verhüllten Gegenstand, den Roswitha ehrfürchtig aus seinen Händen nahm und selbst in die letzte noch offene Truhe legte.

Dann reichte sie dem Alten wortlos ihre beiden Hände, der hielt sie zärtlich und andächtig in den seinen, schob ein ungewisses Lächeln aus einem Mundwinkel in den anderen und sagte: „Alles Glück über Euch, Roswitha . . .“ Und

dann, als ob es ihm nicht möglich sei, die paar Worte zu unterdrücken: „Aber er ist zu jung, Roswitha, er hat heißes Blut . . . Erbarmt Euch . . .!“

Sei es nun, daß Roswitha diese Worte nicht hörte oder nicht verstand oder nicht verstehen wollte, jedenfalls antwortete sie ihm nicht darauf, sondern sagte: „Ich will die Heimat von Euch grüßen, Godeschalk. Wenn wir zum Neckar kommen, dann will ich ein Blütenzweiglein in den Fluß werfen, daß es an Eurer Burg vorüberschwimmt.“ —

Die Reise ging von Brescia aus an diesem Tage nicht sehr weit und es wäre besser gewesen, sie überhaupt erst am folgenden Tage anzutreten, wenn Roswitha nicht gewünscht hätte, die Stadt so rasch als möglich zu verlassen. Im ersten Nachtquartier holte Roswitha jenen verhüllten Gegenstand, den ihr Godeschalk gebracht hatte, aus der Truhe, und als sie die Seidentücher entfernt hatte, sah Herbolo die hölzerne Gottesmutter, die Roswithas Gefährtin in der Kammer des Frauenhauses gewesen war. Ros-

witha stellte das lindenholzgeschnitzte Gebilde auf einen Schrank und entzündete in rotem Kelchglas ein Lichtlein, daß die Himmelskönigin holdselig zu lächeln schien und das Kind nach dem spielenden, fliehenden roten Lichtgeflimmer haschte.

Stumm verließ Herbolo das Gemach und ging draußen in der Sternennacht so lange auf und ab, bis anzunehmen war, daß seine junge Gattin zu Bette gegangen sei. Dann kehrte er geräuschlos zurück, entkleidete sich in einem Winkel des Gemaches und suchte, ohne einen Blick nach Roswitha zu wagen, sein abgesondert bereitetes Lager auf.

Der Weg der jungen Gatten führte nach dem nahen Gardasee, der zu Schiffe der ganzen Länge nach übersetzt wurde und vom Norduser des Sees ins Etschtal hinüber. Man kam langsam vorwärts, denn die Tagereisen konnten nicht allzu groß genommen werden, weil Roswithas Schwäche keine ernsthaften Anstrengungen zuließ. Trotz aller Schonung aber war es nach wenigen Tagen ersichtlich, daß man die Reise

unterbrechen mußte, wenn Roswitha nicht an ihrer Gesundheit ernstlichen Schaden nehmen sollte, und so kehrten die Gatten auf der Burg Runkelstein bei Bozen ein, wo ein alter Waffengefährte Herbolos als Burgherr saß.

Man wollte zuerst nur wenige Wochen zu Gaste verweilen, aber der Herbst war schon da und ehe man sich dessen versah, war der Winter in die Berge gekommen und die Alpenpässe lagen unter tiefem Schnee, so daß nichts anderes übrig war, als die herzlich angebotene Gastfreundschaft anzunehmen und zu bleiben. Wenn der Burgherr aber gedacht hatte, er würde sich an dem jungen Paare fröhliche Burgsassen für die lange, traurige Winterszeit gewinnen, so sollte er arg enttäuscht werden, denn je länger der Aufenthalt auf Runkelstein dauerte, desto wortkarger und schwermütiger wurden die Gäste, und desto seltener wurde der flüchtige Schimmer eines Lächelns. Seltsam und unerklärlich erschien dem Burgherrn, der von den Vorgängen zu Brescia nichts wußte, dieses Gebaren Jungverheirateter. Er sah an ihren Blicken und

hörte aus ihren kargen Worten eine unendliche Liebe voller Hingebung, ein starkes, unerschütterliches Gefühl der Gemeinsamkeit Lebens und Sterbens, wie es nur aus einer vollkommenen Durchdringung der Seelen strömt, aber dennoch schien es ihm, als hätten sie irgendwie Scheu vor einander, als wäre eine Schranke da; schließlich beruhigte er sich damit, daß es noch die Schamhaftigkeit eines neuen Verhältnisses sei, die von der Zeugenschaft eines Dritten nichts wissen will und lächelte in sich hinein: es werde wohl anders sein, wenn sie in der Einsamkeit des Schlafgemaches seien.

Aber auch da war es nicht anders, scheu und wortkarg begegneten sich die Gatten, mit unterdrückten, halben Zärtlichkeiten, die sie nicht zu Ende zu bringen wagten. Manchmal war es, als ob eines von ihnen beginnen wollte, zu sprechen, aber es unterblieb immer wieder, als schließe ihnen eine schwere Hand den Mund.

Und Abend für Abend brannte das rote Licht vor der hölzernen Gottesmutter aus dem Frauenhaus.

Es war für alle wie eine Erlösung aus schwerem Bann, als das Gebirge wieder wegsam wurde und Herbolo mit seiner Gattin aufbrechen konnte, um die Heimreise fortzusetzen. Der Winter hatte Roswithas Kräften nichts zugesetzt, sie vielleicht noch mehr untergraben, aber es war unmöglich noch länger zu zögern.

So ritten die Gatten über den Brenner, gefolgt von den Reisigen des Runkelsteiners und den schwer beladenen Saumtieren, bis nach Innsbruck, von wo sie die Reise mit gemieteten Leuten und Pferden fortsetzten. Je näher man der Heimat kam, desto schwermütiger wurde Roswitha und desto deutlicher der Verfall ihres ganzen Wesens, und als sie, aus den Schluchten des Fernpasses kommend, das grüne bayrische Land vor sich ausgebreitet sahen, da war kein Schimmer von Freude in ihr, keine Spur eines armen Lächelns, nur Leid und schwarze Qual.

Herbolo sah dies und zermarterte sich Herz und Hirn, wie die Geliebte zu retten sei, und da er keinen Weg sah, wie er sich ihr nähern konnte, verfiel er darauf, sich beim Weine Rats

zu holen, oder, wenn auch da kein Rat wäre, wenigstens kurzes Vergessen der Pein.

Über Ulm kamen sie nach Stuttgart und folgten nun dem Lauf des Neckars. In Neckarsteinach, wo sie zur Nacht anlangten, erinnerte sich Roswitha ihres Versprechens an Godeschalk, dessen Eigentum die zweite der vier Burgen war, aber sie verschob seine Ausführung auf den nächsten Tag, da es heute schon zu dunkel wurde. Herbolo hatte vorgeschlagen, auf der Burg seines alten Freundes zu übernachten, aber Roswitha hatte dawider gesprochen, denn sie hatte eine unbezwingbare Scheu vor Menschen und so blieb man in der Herberge des Städtchens, wo sie keine Höflichkeiten zu üben hatte und zu keinerlei Gesprächen gezwungen war.

Während sie in der Gaststube ihre Mahlzeit einnahmen, hörten sie an einem Nebentisch einen zuschanden gehauenen Kriegsmann, der aus Italien heimgekehrt war, von Schlachten und Abenteuern erzählen. Und so erfuhren sie von der Krönung Heinrichs zum Kaiser, von der Tücke des Neapolitaners, von dem Ringen um

Rom und so kam, inmitten der Berichte über Kämpfe und Belagerungen die Nachricht zu ihnen, daß die Königin Margarete vor kurzem in Genua an Fieber gestorben sei.

Roswitha sah Herbolo mit einem Blick voll tiefen Grauens an und verließ dann wortlos das Gastzimmer, Herbolo aber blieb zurück und grübelte sich, ohne weiter auf den Kriegsmann zu hören, in eine Verlorenheit, deren Schrecken er durch Wein zu bekämpfen suchte.

Als er in das Schlafgemach kam, fand er Roswitha vor der hölzernen Gottesmutter, den starren Blick an den roten Schein des Lämpchens festgeheftet. Da überkam es ihn, als müsse er die Geliebte mit Gewalt gewinnen, als müsse er sie nah am Rande eines Abgrundes zurückreißen und er zog sie ungestüm in seine Arme und preßte seine Lippen auf die ihren, zum ersten Kuß seit jener Nacht im Palazzo Scala. Aber sie wand sich in seinen Armen, stieß ihm die Fäuste vor die Brust und stemmte ihn mit unerwarteter Kraft von sich ab.

„Laß mich!" schrie sie ihm ins Gesicht, „laß

mich! Was tust du? Zertritt mich, aber küsse mich nicht! Beflecke dich nicht mit mir!"

Und als er stöhnend die Arme sinken ließ, da fuhr sie klagend fort, indem ein Ausdruck des heftigsten Ekels ihr ganzes Gesicht verzog: „Du sollst mich nicht berühren. Ich bin wie die Pest, sie müssen alle sterben, die mit mir zu tun haben." Und dabei strich sie an ihren Hüften herab und betrachtete dann ihre gespreizten Finger, als habe sie wirklich etwas unsagbar Widerwärtiges angefaßt.

Ernüchtert und ratlos wich Herbolo von ihr, zog sich in seinen Winkel zurück und sank, gänzlich in allen Tiefen erschüttert und ohne Gedanken auf sein Lager zu einem dumpfen Schlaf. Als er erwachte, hatte Roswitha bereits das Gemach verlassen und sie mußte auch schon im Herbergsgarten gewesen sein, denn die hölzerne Himmelskönigin war mit einem Gewinde frischer Blumen geschmückt. Von den Frühlingsblüten sprangen Herbolos Gedanken plötzlich auf Roswithas Vorhaben, Godeschalks Burg am Morgen zu grüßen, und als er, von einem blin-

den Entsetzen getrieben, hinunterstürzte, fand er seine Vermutung vom Wirt bestätigt. Man hatte Roswitha zum Neckar hinabgehen sehen.

Da lief Herbolo zum Bootsplatz, riß einen Kahn vom Pflock und ruderte mit wilden Schlägen in die Mitte des Flusses hinaus, wo er beide Ufer übersehen konnte.

Er brauchte nicht lange zu suchen. Gerade unterhalb der Burg Godeschalks von Endingen, in einem Erlengestrüpp fand er Roswithas Leiche.

Ende.

